Theodor Storm

Zum 14. September 1917

Gedenkblätter

von

Ferdinand Tönnies



Verlag Karl Curtius in Berlin





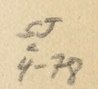
Theodor Storm

Zum 14. September 1917

Gedenkblätter

von

Ferdinand Tönnies
Professor Dr. Geh. Regierungsrat





Verlag Karl Curtius, Berlin
1917

Inhalt.

Seite

1. Theodor Storm. Eine Skizze 5
2. Theodor Storm. Rede zur Enthüllung des Storm-Denkmals in Husum 25
3. Karl Storm 39
4. Persönliche Erinnerungen an Theodor Storm . . 46

Meiner lieben Schwester

Elisabet Tönnies

zum 13. September 1917

Liebe Schwester!

Die hier zum Andenken an Theodor Storm, der uns beiden so wohlgesinnt war, dem wir beide verehrend nahe standen, gesammelten Aufzeichnungen sind dir teils schon bekannt, teils enthalten sie dir Bekanntes; dennoch wirst du sie gern versammelt finden, und dabei des dichterischen Mannes gedenken, dessen Geburtstag dem deinen so nahe liegt. Nr. 1 gibt mit einigen Kürzungen und Abänderungen wieder, was ich, kurz nach Storms Tode, mit dem Buche von Paul Schütze in der Hand, niedergeschrieben habe; Nr. 2 ist die von mir zur Enthüllung des Denkmals im Husumer Schloßgarten gehaltene Weiherede; Nr. 3 wurde bald nach dem Verscheiden unseres guten Lieblings „Losche“ in der Deutschen Rundschau gedruckt. Endlich Nr. 4 habe ich jetzt, 30 Jahre nach meinem letzten längeren Zusammensein mit dem Dichter, niedergeschrieben. Sein Name in der Literatur steht nunmehr so groß und fest da, wie wir es damals kaum zu erwarten wagten. Möge auch von dem milden Glanze seiner Persönlichkeit, der uns so wohltuend und fördernd berührt hat, manche helle Erinnerung auf die Nachwelt übergehen! —

Eutin, im August 1917.

Theodor Storm[1]).

Eine Skizze.

Es ist das Höchste, was man von einem menschlichen Lebenslauf rühmen kann, daß er einem Kunstwerke gleich in sich vollendet sei; und das Höchste von einem Kunstwerke, daß es wie ein Organisches gebaut sei, so wahr, so seiend! Als Erzeugtes hat es die Anlage der Vollkommenheit in sich, sofern der Erzeuger seinen Typus stark und deutlich ausspricht. Der Dichter muß etwas sein: Genie, Charakter, Künstler, nennt's wie ihr wollt — alsdann wird sein Gedicht wie ein notwendiges, der Natur gehöriges Ding erscheinen, seinen Wert und Zweck in sich selber tragend; daß es erkannt und genossen werde, ist nicht sowohl Absicht als gewisse Folge, sofern es Wesen gibt, die dem Hervorbringenden verwandt und ähnlich sind und denken.

Theodor Storm war eine Persönlichkeit, bedeutend durch ihre Harmonie, durch ihre selbständige Kraft, durch ihre Wahrhaftigkeit; und von solcher Art sind auch seine Werke: von echter Art, aus dem Wesen des Dichters hervorgegangen. Einer tiefen, lebhaften und doch maßvollen Phantasie entsprungen, sind sie

---

[1]) Geb. den 14. September 1817, † den 4. Juli 1888.

mit reifem Kunstverstande erwogen, verbessert, ausgestaltet worden.

Jeder wahre Künstler ist kritisch gegen sich selber. So war Storm, trotz gerechten Stolzes auf das, was er wirklich vermochte. Mitunter kann man sogar Bedenken haben, ob nicht gegen seine ersten Entwürfe der Dichter allzu strenge gewesen sei; so wenn man das (auch tiefer unten zu erwähnende) Gedicht „Ostern“ im frühesten Drucke kennenlernt, welcher im „Volksbuch auf das Jahr 1849 für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“, erhalten ist, verbunden mit „Morgane“ unter der gemeinsamen Überschrift „An der Westküste“. Es sei gestattet, hier diesen Text, der wenigen zugänglich ist, mitzuteilen, und die Varianten daneben, wie sie in den „Gedichten“ und in der Gesamtausgabe eingesetzt sind; die Vergleichung gewährt einen Blick in die Werkstätte des Poeten.

Auf dem Deich. Ostern 1848.	Ostern.
„Hoch oben stand ich auf dem Meeresdeich	Es war daheim auf unsrem Meeresdeich,
Und ließ den Blick am Horizonte gleiten;	Ich ließ
Zu mir herüber scholl verheißungsreich	
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.	
Wie brennend Silber funkelte das Meer,	
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,	
Die Möwen schossen blendend hin und her,	
Eintauchend in die Flut die weißen Flügel.	

Im tiefen Kooge[1]) bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen,
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen. —

Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und alles treibt, und alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Himmel stürzt aus seiner blauen Kluft
Auf uns herab die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

Der Flut entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Durchström' die Welt, du wonnigliches Werde!
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimaterde! —

Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde

Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln;
Wenn Finsternis und Sturm in lauter Schlacht
Die Kappen[2]) peitschten mit den Eulenflügeln.

Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

[1]) Koog heißt die neubedeichte Marschlandfläche (holländisch Polder).

[2]) So heißen die oberen Ränder des Deiches.

Und jauchzend sah ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!"

Und jauchzend ließ ich

Man bemerkt, daß in dem früheren Texte und auch in der Überschrift die Empfindung des bewegten Jahres 1848 noch lebendiger, als in der späteren Fassung, zum poetischen Ausdruck gelangt war.

Wie strenge Storm gegen sich selbst gewesen ist, lehrt auch die Ausschließung älterer Gedichte; noch in den jüngeren Auflagen der Sammlung wird man manches vermissen, was dem Liebhaber nicht unwert scheint, erhalten zu werden.

In den beiden Jahrgängen des „Volksbuches", die ich vor mir habe (1848 und 1849), finden sich auf der Gegenseite des Kalenders allerhand Verse, Sprüche, Anekdoten u. dgl., darunter das Gedichtete meist mit den Buchstaben Th. St. unterzeichnet. Auch hier bemerkt man einiges, vielleicht nicht eben Charakteristische, was später verschwunden ist, und doch manchen interessieren muß, der einmal die Weise des Mannes liebgewonnen hat. Der Vers zum Februar 1848 verrät seinen Sinn für Schalkheit und gesellige Freude, der sonst im Umgange mehr als in den Schriften hervortrat.

„O wär' im Februar doch auch,
Wie's andrer Orten ist der Brauch,
Bei uns die Narrheit zünftig!
Denn wer, so lang das Jahr sich mißt,
Nicht einmal herzlich närrisch ist,
Wie wäre der zu andrer Frist
Wohl jemals ganz vernünftig?"

Ganz anders der (gleichfalls später verschmähte) Spruch zum Mai 1849; gegen die Betrachtung der Vergänglichkeit des Blütenmondes erhebt sich, wie auch sonst so oft in seiner Dichtung, die Freude an der ewigen Erneuerung des Lebens:

„Die Kränze, die du dir als Kind gebunden,
Sie sind verwelkt und längst zu Staub verschwunden;
Doch blühn wie damals noch Jasmin und Flieder,
Und Kinder binden deine Kränze wieder."

I.

Es hat lange gewährt, bis die literarische Bedeutung Theodor Storms zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist. Noch jetzt begegnet man, auch unter den wenigen Zeitgenossen, die im Lärm des Tagelebens der Dichtkunst einige Muße und Zärtlichkeit bewahrt haben, oft einer seltsamen Unkunde in dieser Hinsicht; und im Auslande wurden vor 30 Jahren noch E. Marlitt und G. Ebers als die charakteristischen Vertreter gegenwärtiger deutscher Erzählung angesehen, ebenso wie unsere neuere Malerei etwa nach Künstlern wie Thumann und Piloty beurteilt wurde. So waren auch die lyrischen Dichtungen Storms hinter Zeitgenossen von minder ausgeprägter Eigenheit in der allgemeinen Schätzung zurückgetreten. Um so mehr hießen wir zu ihrer Zeit eine Schrift willkommen[1]), die von allen wirklichen Kennern und Verehrern des Meisters als

[1]) Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Von Paul Schütze, Privatdozent an der Universität Kiel. Berlin 1887. Gebrüder Paetel. Von dem Buche ist eine zweite und dritte Auflage erschienen, herausgegeben von Dr. E. Lange.

Bericht über sein Leben, und als belehrender Leitfaden durch seine Schriften geschätzt zu werden verdiente. Ihr Verfasser hatte mit großer Sorgfalt und genauer Kenntnis die Entwicklung des Dichters nach ihren äußeren und inneren Bedingungen verfolgt. In sieben Büchern führte er uns die ihren Umrissen nach einfache und doch mit großen Schicksalen verflochtene Lebensgeschichte vor, welcher die Analysen der einzelnen Produktionen auf geschickte Weise eingefügt sind. Das erste Kapitel berichtete von der guten Stadt Husum, einem alten und ehemals durch Seehandel bedeutenden Orte, wovon noch die Überreste gotischer Giebelhäuser zeugen, deren Menge und Pracht einst der Chronist Heinrich Rantzau bewunderte; und erörtert mit psychologischem Verstande, welche Bedeutung diese friesische Heimat und ihre Umgebung für die innere Entwicklung des Dichters gehabt habe: die große, ebene, träumerisch stimmende Landschaft — hier grüne Marsch, dort braune Heide — zu langen Sommertagwanderungen auffordernd, nur dem liebevollen Sinne ihre Reize enthüllend; und in geringer Ferne das jede Phantasie so mächtig anregende Meer, der „blanke Hans", wie die Volksrede sagt, der mit der Flut hier über die schwarzen Watten sich ergießt und im Jahre 1825, was der achtjährige Knabe erlebt hat, mit verheerender Gewalt die Deiche brach und große Stücke der unbedeichten Halligen zerstörte, auch in den Straßen der Stadt fußhoch aufsteigend. Wir hören von den Vorfahren und Eltern des Dichters und werden vertraut mit dem tiefen Familiensinn und den ehrbaren Sitten, die in diesem Bürgertum walteten; wir finden auch

hier bestätigt, daß die „Frohnatur und Lust zu fabulieren“, jene glückliche Naivität, welche Storm selber bezeichnet, wenn er sagt: „Ein Sonntagskind ist immer der Poet“, im Naturell der Mutter angelegt und vorgebildet erscheint. Wir hören von der Kirche, dem Schlosse, dem Kloster oder Gasthaus zum St. Jürgen als Stätten, mit denen merkwürdige Eindrücke von Menschen und Dingen verbunden waren. Das zweite Kapitel führt uns mit dem Knaben zuerst auf die Lateinschule der Vaterstadt, sodann auf des alten Lübeck berühmtes Katharineum, welche gelehrten Stätten nicht „allzusehr den Geist verschnürten“; alsdann mit dem Jüngling auf die Universität. In Lübeck begegnete der Primaner, dahin gesandt, um seiner Vorbildung die letzte Feile geben zu lassen, zuerst poetisch-literarischen Anregungen, die im Herzen des Schülers das Anch' io pittore aufdämmern ließen. In Kiel tritt schon ein eigenes Wagnis auf („Liederbuch dreier Freunde“), in Verbindung mit den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen. Heine, Eichendorff, Mörike erschienen schon damals als die lyrischen Meister, welche Storm und seine Freunde zur Nacheiferung begeistert haben. Das dritte Kapitel begleitet den Verlauf eines Lebens, das nicht auf die literarische Laufbahn angelegt, also nicht davon abhängig war: Verlobung, Ehe, der Beruf des praktischen Juristen. Aber wir finden den Advokaten zugleich mit regem Anteil einer Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen, Märchen und Lieder sich widmend, die, von ihm und Theodor Mommsen angeregt und begonnen, später das Werk K. Müllenhoffs geworden ist. Wir finden ihn als Mitwirkenden an einem mit Ge-

schmack redigierten Kalender, dem Biernatzkischen Volksbuch, dessen schon oben Erwähnung geschah. Hieraus erwächst sein erstes selbständiges Büchlein, die „Sommergeschichten und Lieder“, um dessen Berliner Verlag der viel jüngere Paul Heyse ein denkwürdiges Verdienst sich erwarb — wie denn später eine innige Freundschaft gegenseitiger Anerkennung und Förderung zwischen beiden Dichtern erwachsen ist. Hier zuerst, wenn auch in unreifer Gestalt schon im Volksbuche erschienen, leuchtet „Immensee“ entgegen, eine aus Skizzen leicht zusammengefügte, schlichte Erzählung, ganz von dem Eindruck eines lyrischen Gedichtes; sie wird ihren stillen Zauber nie verlieren, wenn es auch gewiß ist, daß die volle Kraft des Novellendichters hier noch nicht ihre Schwingen entfaltet. — Sein viertes „Buch“ nennt Schütze „Für Schleswig-Holstein“; es ist das einzige, wodurch nicht ein Abschnitt des äußeren Lebens angezeigt wird. Um so mehr ist es aber für die Persönlichkeit des Dichters bedeutend. Denn um gewahr zu werden, wie tief und stark die Empfindung war, mit welcher das Volk der „Herzogtümer“ für seine Freiheit, sein Recht und sein Deutschtum eintrat, muß man die wenigen, aber tiefen und schwungvollen Lieder kennenlernen, die Storm als echten Dolmetsch und Propheten seiner Landsleute erscheinen lassen. Eröffnet wird die Reihe durch jenes „Ostern“, zwar ohne politische Anspielung, aber mit patriotischem Enthusiasmus gedichtet: eines der stimmungskräftigsten und klangvollsten Gedichte, die es in deutscher Zunge geben mag; um es ganz zu verstehen, muß man die Natureindrücke der Meeresküste erfahren haben, die so mächtig darin wider-

hallen. Auch mehrere der sinnigsten Erzählungen („Ein grünes Blatt", „Unter dem Tannenbaum", „Abseits") beruhen auf diesem Hintergrunde, wie Verfasser in ausführlicher Weise darstellt. Die Ereignisse der Restauration brachten es mit sich, daß der Dichter seiner Bestallung ledig wurde und im preußischen Justizdienste Aufnahme suchen mußte. So finden wir ihn (Buch 5: „In der Fremde") zuerst in Potsdam (1853—1856), von wo er einem anregenden Berliner Kreise ausgezeichneter Männer tätig sich gesellte; die „Argo", ein poetisches Jahrbuch, das aus dieser Runde hervorging, enthält manche Beiträge Storms. Alsdann in Heiligenstadt, dem stillen katholischen Städtchen, wo Leben und Dichtung ihm fröhlicher gedieh. Hier entstanden unter anderen die Novellen „Im Schloß", „Auf der Universität", „Auf dem Staatshof", die zu den schönsten Gaben seiner Muse gehören; in Potsdam das liebliche Doppelidyll „Im Sonnenschein", wovon Mörike gesagt hat, Stellen daraus möchte er auf Porzellan gemalt haben. Noch in Heiligenstadt schrieb der Dichter „Von Jenseit des Meeres", als das Jahr 1864 eine neue Wendung in sein Schicksal brachte. Die Vaterstadt selber, nach Vertreibung der dänischen Beamten und Truppen einer kurzen Selbstherrlichkeit sich erfreuend, berief den Mann in die Stellung ihres Landvogtes, dessen Name durch alle Leidensjahre in gutem Andenken geblieben war, durch den noch lebenden Vater und durch einen jüngeren Bruder, der inzwischen als Arzt sich dort niedergelassen hatte, auf treffliche Weise vertreten. So heißt das sechste Buch: „Wieder daheim." Aber bald fiel ein schwerer Schlag in das blühende häusliche Glück.

Die geliebte Frau, deren heitere Gestalt viele Gebilde seiner Phantasie durchschimmert, wurde ihm entrissen. Für die sieben Kinder, welche sie ihm geboren hatte, ist die zweite Ehe des Vaters, wie für ihn selber, segensreich geworden. Der Dichter hat durch die lebenswahre und tiefe Erzählung „Viola tricolor" das Problem der zweiten Ehe in harmonischer Verklärung gelöst; zuletzt „hält die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit". Schon früher als mit dieser Novelle hatte Storm seine neue produktive Periode eröffnet, nachdem vom Jahre 1867 an, welches „In St. Jürgen" und „Eine Malerarbeit" hervorbrachte, jenes durch Stimmung und Charakteristik, dieses durch die Technik der Erzählung ausgezeichnet, eine mehrjährige Pause eingetreten war.

Aber diese Pause wurde durch eine Tätigkeit von gelehrter Art ausgefüllt. Zuerst brachte die Gesamtausgabe, deren erste sechs Bände bei Westermann erschienen (1868), manche Arbeit. Alsdann aber wurde die Unternehmung einer Anthologie begonnen, welcher schon früher, in kleinerem Maßstabe, seine Kraft gewidmet war („Deutsche Liebeslieder seit Günther" 1859). Eine „kritische" Anthologie hat Storm das „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" nicht ohne Stolz genannt. Und er konnte allerdings mit Genugtuung auf seine Leistung zurückblicken. Unzählige Bände von Gedichten hat er durchforscht, um hie und da eine Perle zu finden, würdig, dem festen Besitz, welchen eine mehr als dreißigjährige Lebenserfahrung ihm gewonnen hatte, angereiht zu werden. Es ist immer merkwürdig zu erfahren, was dem Meister

einer Kunst an Werken seiner Vorgänger und Zeitgenossen bedeutend erscheint. Der empfangende Geschmack, sofern er nicht auf lernbarer Kennerschaft, sondern auf Begabung beruht, ist beinahe so selten wie die hervorbringende Kraft selber (damit an der Wurzel zusammenhängend, wie beim musikalischen Gehör am deutlichsten ist). Und ein Marktbuch, wie Anthologien es zu sein pflegen, wird zumeist mit geringer Mühe aus den beliebtesten Autoren oder auch — aus schon vorhandenen Anthologien zusammengestellt. Beides: der richtende Takt und der große Fleiß, die tiefgehende Kenntnis des Sammlers, machen Storms Hausbuch zu einem würdigen Werke, das in unserer belletristischen Literatur kaum seinesgleichen hat; wenn auch nach ihm einige Anthologien ähnlichen Charakters und nicht ohne starke Anlehnung an dieses Muster aufgetreten sind, zum Teil mit besserem Erfolge nach außen hin. Denn es ist auch jener kritischen Arbeit ergangen wie den meisten originalen Schriften unseres Dichters. Von Anfang an hat die Glocke des Ausrufers ihm gefehlt, deren Macht durch ihre Dreistigkeit gemessen wird. Das eigentliche Publikum hat es daher kaum kennengelernt; das Publikum, in dessen Menge doch manche Männer und Frauen verstreut sind von so reifem Geschmack, daß sie wohl eine solche Auslese als für sich bestimmt empfinden könnten, wenn nur ihr tieferes Verlangen durch allen Qualm und Nebel der Zeitungen und Nichtigkeiten bis an die Pforten der Schönheit vorzudringen vermöchte. Denn diese Anthologie ist freilich für jüngere Menschen (für Konfirmanden und Bräute) minder geeignet; nicht weil es Anstößiges

darin gäbe (wodurch sie ein „Hausbuch" zu heißen unwürdig wäre), sondern weil viele der ausgewählten Dichtungen in einer Lebensanschauung beruhen, die eigene Erfahrung fordert, um verstanden, mitempfunden zu werden. Um so mehr bietet sie dem nachdenklichen Leser, der an gewöhnlichen sentimentalen oder bombastischen Versen kein Ergötzen mehr findet. — So ist auch dieses Nebenwerk ein Liebewerk des Poeten gewesen. Storm hat wohl damals gegen Freunde ausgesprochen: er fühle, wie das schöpferische Vermögen in ihm durch die kritischen Bemühungen gehemmt werde. Damit hängt es zusammen, daß zu jener Zeit die „Zerstreuten Kapitel" entstanden sind, welche an Bozens und Washington Irvings „Skizzenbuch" erinnern, auch hie und da an Thackerays Art, aber durchaus in dem eigentümlichen Stile des Autors, merkwürdig durch halb melancholisches, halb humorvolles Pathos, gehalten sind; E. T. A. Hoffmannsche gespenstische Lichter spielen nicht selten darin. Als größere Novellette derselben Gattung hebt sich ab „Beim Vetter Christian"; die Schattenrisse „Von heut und ehedem" wetteifern damit an Feinheit und Zartheit. Auch „Pole Poppenspäler" müssen wir dahin rechnen, eine aus Kindererinnerungen zusammengewobene Geschichte von fahrenden Leuten; mit jener Einfalt und Heiterkeit erzählt, die nur aus tiefer Seele quillt. In merkwürdigem Kontrast dazu ist bald nachher „Waldwinkel" gedichtet worden, wo ein Idyll weltflüchtiger Sinnlichkeit durch die sehr weltliche Niedertracht des leichtfertigen Weibes einen ironischen und beinahe häßlichen Abschluß erhält. Wieder dem Genrehaften nähert sich „Ein stiller

Musikant“. In die kleinsten Züge ist hier die ganze Liebe und Freundlichkeit des selber von musikalischer Empfindung tieferfüllten Dichters versenkt worden. Alle diese Stücke sind Zeugnisse, daß gerade in diesen Jahren die produktive Fähigkeit Storms zu ihrer höchsten Blüte sich erheben wollte, indem sie zu größerer Mannigfaltigkeit sich entwickelte. Denn von Viola tricolor ist schon geredet worden; einiges andere übergehen wir; aber des höchsten Preises würdig wird mit Recht „Psyche“ geschätzt, das Schütze Storms hohes Lied der Liebe nennt, wie denn aus literarischem Frauenmunde gesagt worden ist, es sei das Anmutigste, was je in Prosa gedichtet worden. Hieran unmittelbar reiht sich die Novelle an, welche durch künstlerische Form und auf historischem Grunde vertiefte Bedeutung ihres tragischen Inhaltes den Dichter in seiner Vollendung zeigt; schon durch den Titel „Aquis submersus“ ihres unvergeßlichen Eindruckes gewiß. In ähnlichem Stile und ebenfalls „vorzeiten“ spielend, schlossen in den folgenden Jahren „Renate“ und „Eekenhof“ würdig sich an. Unter den Erzählungen dieser Zeit, die in gegenwärtige Lebensläufe zurückführen, ragt „Carsten Curator“ durch ergreifenden Ernst und mächtige Charakteristik hervor. — Im letzten Kapitel führt uns der Biograph nach dem holsteinischen, waldumgebenen Dorfe „Hademarschen“, wo der rüstige Amtsgerichtsrat, in den Ruhestand tretend, 1880 seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und seines vielgepflegten Gartens wie seiner getreuen Muse sich erfreute. Von schwerer Krankheit im Winter 1886/87 heimgesucht, deren Trübsal noch durch den Tod seines ältesten Sohnes vermehrt wurde, hat

er, dem Anschein nach völlig genesen, am 14. September 1887 seinen 70. Geburtstag dort unter Teilnahme zahlreicher Freunde gefeiert. Seine Vaterstadt ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger; die Dorfschaft, in der er wohnte, gab dem verehrten Manne, den sie besser als den Dichter kannte, die rührendsten Zeugnisse ihrer Achtung und Neigung. — Seine Muse hat ihm noch mehrere seiner bedeutendsten Werke in dieser Stille zu bilden vergönnt; denn dazu gehören „Hans und Heinz Kirch", wo ein harter Vater und ein wilder Sohn ihre Schicksale aneinander zerreiben; und die wiederum in vergangene Jahrhunderte führende Doppelnovelle „Zur Chronik von Grieshuus", durch großen epischen Gang und gewaltige sagenhafte Züge ausgezeichnet, von manchen Kennern für das eigentliche Meisterwerk Storms gehalten. Das Problem des Konnubiums zwischen Adel und Bürgerstand, welches den psychologischen Sinn des Dichters mehrmals beschäftigt hat, liegt auch hier in tragisch ergreifender Weise zugrunde. — Nicht auf gleicher Höhe steht die letzte der Chronik-Novellen, wie Schütze sie nennt (sie sind in einer Sammlung herausgegeben worden unter dem Titel „Vor Zeiten"), nämlich „Ein Fest auf Haderslevhuus", zuerst „Noch ein Lembek" geheißen, worin die Reflexe des Ritterlebens und der Minnepoesie auf eine nordische Landschaft geworfen werden. Zwei seiner besten Idyllen aber, die in lebendige Zeit eigener Erinnerungen zurückkehren, hat noch in den letzten Jahren der Dichter geschrieben; sie verweilen „Bei kleinen Leuten" und zeugen von anschaulicher Kenntnis und liebevollem Sinne für

das Leben dieser Gattung, wie es in der einen Erzählung noch als im Kerne gesundes Kleinbürgertum des jetzt aussterbenden Handwerkers, in der anderen als proletarisches Dasein, hart am Abgrunde von Not und Verbrechen sich darstellt; in beiden erschütternd und erfreuend die Gewalt der elementarischen menschlichen Gefühle mit sicherer Hand geschildert. Danach ist uns noch „Ein Bekenntnis" zuteil geworden, worin das merkwürdige moralische Motiv mit psychologischer Feinheit behandelt wird; und endlich noch das große Lebensbild aus den Marschen, wo der Jahrtausende alte Kampf des friesischen Stammes gegen das weiße Element in einer heroischen Gestalt seine Verklärung empfängt, und man eine nahe Wirklichkeit in den abergläubischen Volksmund als Gespensterschatten unmerklich übergehend gewahrt, ein würdiger Abschluß dieser in Leben und Landschaft der Heimat tief beruhenden dichterischen Produktion. „So wäre der Zeitpunkt des Abtretens jetzt nicht ungünstig", schrieb der Ahnende zwei Monate vor seinem Scheiden, nachdem er von den Stimmen des Beifalles erzählt hatte, die ihm über den „Schimmelreiter" zugekommen waren, an die er doch kaum zu glauben wage. Noch war er an einer neuen Novelle tätig gewesen, wozu die Idee in den Phantasien seiner Krankheit entstanden war; der Titel „Die Armensünderglocke" und das Schema der Handlung standen ihm fest, einzelne Szenen sind im Entwurfe ausgearbeitet worden, „aber die Arbeit ruht wie für immer" heißt es in demselben Briefe. Seine letzten Mühen galten autobiographischen Aufzeichnungen, die leider in den Anfängen geblieben sind.

II.

Wenn ich die ganze Kunsttätigkeit Theodor Storms, die in Versen und Erzählungen vorliegende überschaue und nach einer Charakteristik suche, um sie von der Menge äußerlich verwandter Erscheinungen des Zeitalters zu unterscheiden, so muß ich einen Ausdruck wählen, der nicht jedem sogleich verständlich ist. Seine Kunst, möchte ich sagen, ist frei von Absichten. Das bedeutet: sie will weder belehren noch bilden, weder sinnliche, noch moralische, noch politische Rührung und Erregung hervorrufen, sie will nicht schmeicheln, nicht spannen, nicht entsetzen; der Autor geht nicht — was die meisten Modernen tun — darauf aus, zu imponieren: für alles das ist er zu naiv. Er arbeitet nach innen, für sich selber, mit der stillen Freude an seinem Werke, darum mit der Gewissenhaftigkeit eines alten Meisters der Bronze- oder Elfenbeinplastik, wo die Bewunderung mit Erkenntnis der Mache nicht abnimmt, wie bei den Künsten der Taschenspieler und vielen anderen, sondern immer größer wird. In dem Bande der „Gedichte" tritt diese Reinheit des Stiles vielleicht am deutlichsten hervor. „Bilde, Künstler, rede nicht. Nur ein Hauch sei dein Gedicht." Dieses Goethesche Motto ist von vielen wiederholt, von wenigen erfüllt worden. Wenn alle Rede ein lautes Getön auszeichnet, so ist hingegen den Stormschen Versen ein leiser Gang, eine stille, auch in Leidenschaft verhaltene Sprache eigentümlich, der es an den gemachten Worten fehlt, worin so leicht die lyrische Kunst entartet[1]). „Wenn ihr's

[1]) Trefflich wird bei Schütze (S. 254) ein Ausspruch Klopstocks angeführt über das Wortlose, das „in einem guten Gedicht umher-

nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen." Die volle Schönheit eines Liebesliedes wird nur, wer Liebe kennt, in sich aufnehmen. Die patriotischen Gedichte, in denen Schleswig-Holsteins Stimme einsetzt, wird niemand so tief bewundern, der nicht mit gleicher Liebe an eine Heimat von gleichem herben Reize sich gebunden weiß. Und nur wer die unglaubliche Stille und Feierlichkeit eines milden Herbstabends, zur Ebbezeit, wenigstens einmal an der Nordsee-Binnenküste erlebt hat, weiß die innere Notwendigkeit und Offenbarung des Gedichtes zu gewahren, welches anhebt:

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
Und Dämmrung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein

„Nur ein Hauch sei dein Gedicht." Damit ist auch das Verhältnis Stormscher Verskunst zur Musik bezeichnet. Ursprünglich entsteht das Lied zugleich mit dem Gesange des Volkes, als neuer Text zu bekannter Weise. Die Kunstpoesie kehrt allmählich das Verhältnis um. Die gedruckten und gelesenen Lieder werden in mannigfache Formen musikalischer Komposition umgegossen. Viele werden, wo diese Kunst ihr Edelstes leistet, in ihrer Bedeutung gehoben. Manche, durch sich selber

---

wandle wie in Homers Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter". Und Schütze fügt hinzu: „Die Kunst der verschleiernden, andeutenden Darstellung, die das letzte Wort ungern ausspricht, besitzt Storm in hohem Grade." Das hatte auch Mörike kongenialisch empfunden, wenn er (im Gespräche) dem nordischen Freunde sagte: „Sie haben das an sich, so leise zu überraschen: ‚Es war eine andere Zeit'" — (Storms Erinnerungen an Eduard Mörike. Schriften 14. S. 162. Jene Worte sind der Anfang des zweiten Abschnittes von Storm „Im Sonnenschein").

tüchtig, vermählen sich mit ihrer Melodie und gelangen in dieser Einheit zu vollerem Leben. Aber es gibt Gedichte, welche der Musik auf keine Weise bedürfen; sie sind Musik, sie enthüllen, gleich der Musik — nach dem Ausdrucke Carlyles — „das Herz der Natur"; sie wollen nur gesprochen sein, um ganz empfunden zu werden, und können die Zugabe der Melodie im besten Falle doch nur vertragen. „Es ist die Form nur der Kontur, der den lebend'gen Leib beschließt", so hat Storm selber das Geheimnis der lyrischen Komposition ausgesprochen; und die Zartheit dieser Linien wird durch jedes Gewand auch schärferem Auge leicht verdeckt. — Aber wie ein großer Teil dessen, was wir Lyrik nennen, so steht auch unter den Storm-schen Gedichten vieles, weil in (äußerlich) größerem Stile, der Betrachtung oder der Reflexion gehalten, von vornherein der musikalischen Behandlung ferner, oder ist ihr unzugänglich. Denn Storm war nicht der gedankenhaften Lyrik als solcher abhold. Er selber spricht in dem merkwürdigen Vorworte des Hausbuchs auf treffliche Weise darüber sich aus: „Der bedeutendste Gedankengehalt, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegenbleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat."

Und dieses gerechte Postulat ist von ihm selber erfüllt worden in Gedichten wie „Im Zeichen des Todes", „Abschied", „Für meine Söhne", „Ein Ster-

bender", „Geh nicht hinein", so sehr sie unter sich verschieden sind. Gewissermaßen ist auch der reflektierenden Lyrik beizurechnen das in seiner Feinheit erhabene und durch die tiefe Energie des Gefühls zu Tränen bewegende Idyll, welches überschrieben ist „Gartenspuk"; gleich dem „Sterbenden" in edlen weichen Jamben erzählend. Es gehört zu dem Schönsten, was Storm — man muß doch sagen: gesungen hat. Und hier können wir noch einmal des Zitates uns nicht enthalten. Der Beobachter zeichnet das heimliche Walten eines Schutzgeistkindes in seinem Garten. Man sieht das Bild mit ihm, in seiner jungfräulichen, friedlichen Anmut:

> Ich aber dachte: „Rühre nicht daran!"
> Hob leis die Stirn und ging den Weg hinab,
> Den Garten lassend in so holder Hut.
> Nicht merkt' ich, daß einsam die Wege wurden,
> Daß feucht vom Meere strich die Abendluft;
> Erfüllet ganz von süßem Heimgefühl,
> Ging weit ich in die Dunkelheit hinaus.

„Rühre nicht daran." So wie hier, ist in dem ganzen Gedichte kein Wort, das anders sein könnte. Es ist die reine Stimmung eines nicht bloß stark empfindenden, sondern auch viel betrachtenden und sinnenden Gemütes.

Schütze hat in trefflicher Weise dargestellt, wie die Novelle Storms aus seiner Lyrik sich entwickelt habe. Ein Wort Wilhelm Jensens, des Landsmannes und Freundes, der dem älteren Meister oft mit Liebe gehuldigt hat, wird angeführt, das über die Erzählungen sagt: „Sie sind empfunden wie Gedichte, in künstlerischer Form gehalten wie solche, und wirken auch gleich Ge-

dichten.“ So konnte auch Paul Heyses Ausdruck erwähnt werden, der, bei Gelegenheit des ersten Novellenschatzes, Storm den Lyriker unter den Novellisten nannte; wenn auch „aus der nur einzelne Glieder aneinanderreihenden Stimmungsnovelle die lückenlose Konflikt- und Problemnovelle hervorgewachsen ist“; und darüber hinaus, mögen wir hinzufügen, die rein epische Novelle. Man kann auch sagen: Die Novelle Storms hat mehr und mehr einen männlichen Charakter und Ton angenommen. Denn wenn auch alle Musen weiblich sind und, zumal in unserem Zeitalter, bei Frauen und frauenhaften Gemütern am ehesten ein reiner Kunstsinn erwartet werden kann, so ist doch die Erzählung mehr als andere poetische Gattungen dazu angetan, einmal das sachliche, dann aber ein feineres, gleichsam wissenschaftliches Interesse auch prosaisch konstruierter Männer zu erregen. Storms Kunst ist freilich immer verloren für solche, die den bloßen Zeitvertreib des Romanlesens suchen. Und wenn es auf der anderen Seite Männer gibt, zumal gelehrte, welche alles für unbedeutend halten, was nicht durch ausgesponnene Erörterungen über Zeitfragen und Weltanschauung ihre Gewohnheit und Lust, sich reden zu hören, zuzustimmen oder zu widersprechen, in Schwingung setzt, so müssen diese aufgefordert werden, in einem Dürerschen Holzschnitt oder in einer Landschaft von Hobbema nach den „Ansichten“ zu forschen, die darin enthalten sein mögen. Das Schöne muß man lieben um seiner selbst willen, oder aber sich bescheiden, daß man keinen Geschmack dafür habe.

Theodor Storm.

Festrede zur Einweihung des Storm-Denkmals in Husum am 14. September 1898.

Hochgeehrte Versammlung! Ein Festtag ist uns heute erschienen, ein Tag der Weihe, von dem noch unsere Kinder ihren Enkeln erzählen werden; denn auch sie, so dürfen wir hoffen, werden die Züge unseres Dichters mit sinnender Ehrfurcht betrachten, die, von Künstlerhand gemeißelt, heute zum ersten Male auf uns herabschauen sollen — diese Züge, die viele von uns aus eigener Anschauung gekannt haben, von denen wir noch die treue Erinnerung in uns tragen, die mit uns Lebenden vergehen wird, deren Inhalt sich in Worten nur unvollständig überliefern läßt. Dieses Denkmal aber wird ein dauerndes Zeugnis der Verehrung sein, dargebracht von Männern und Frauen aus allen deutschen Landen und aus fernem Auslande — soweit die deutsche Zunge klingt, so weit hat auch Theodor Storms Name einen hohen und hellen Klang — alle, die zur Errichtung dieses Denkmals mitgewirkt und beigetragen haben, wollten dem Dichter huldigen, dem sie schöne Stunden, jene Augenblicke der Andacht und des geistigen Genusses verdanken,

die das reine Kunstwerk im empfänglichen Gemüte hervorbringt.

Wir wollen das Andenken Storms, wollen Kenntnis und Verständnis seiner Schriften lebendig erhalten und fortpflanzen — mehr noch als durch diese sichtbare Leistung der Pietät vermögen wir es, indem wir den Sinn für das Schöne, die Liebe zur Poesie insonders, bei uns und um uns pflegen, sie schützen gegen die zerstörenden Einflüsse unseres übergeschäftigen Zeitalters.

Theodor Storm gibt uns das erfreuliche Bild eines Mannes, der seiner Sache, seiner Kunst mit ganzer Seele hingegeben war, der in den Zweigen der Kunst, auf die ihn seine Begabung hinwies, das Vollkommene erstrebte, darin aber auch die Meisterschaft erreichte.

Die große Liebe war in ihm, die Liebe, die alle Zweifel und Enttäuschungen überwindet, die nicht nach dem Erfolge des Tages fragt, jene schaffende Liebe, die sich ihres Werkes freut und ihres Werkes pflegt. — Liebevolle Darstellung auch des einfachsten Stoffes, die das Geringe bedeutend macht, liebevolle Sorgfalt der Arbeit, die an alte Miniaturmaler (und Ziseleure) erinnert, ist von je an unserm Poeten gerühmt worden. Aber nicht nur in und an seinem Werke, auch aus seinem Werke erkennen wir die liebreiche Seele, vernehmen wir die Stimme der Liebe, den Preis der Liebe, fühlen wir den Pulsschlag eines warmen Blutes, das Liebe empfunden, Liebe erfahren hat, das in die poetische Gestaltung, nicht aus spielerischer Laune, sondern durch eine innere Notwendig-

keit hinübergeht, in den Gebilden der Phantasie und ihrer äußeren Form sich ausdrückend, wie im Wachs das Siegel.

Storm ist vor allem ein lyrischer Dichter, die lyrische Dichtung aber vollendet sich im Liede — welches Lied aber ist so das natürliche Lied, wie das Lied der Liebe, der Liebe als Leidenschaft, der „Minne“, wie unsere Altvordern sagten? — Storm hat es verstanden, das uralte Thema, der Liebe Lust und Leid, mit seinem Dichterherzen zu durchdringen, und es so neu und jung leuchten zu lassen, wie die Sache selber jedem scheint und ist, der sie zum ersten Male erlebt. Jene kleine Erzählung, die seinen Ruhm begründete — „Immensee“ — ist sozusagen ein einziges Liebeslied, das Lied von der verlorenen Jugendliebe, von Entsagung, von Scheiden und Meiden, vom Traume der Liebe — und dahinein verwoben sind jene Perlen des Kunstliedes: Heute, nur heute bin ich so schön, Morgen, ach morgen muß alles vergehn. — Meine Mutter hat's gewollt, Den andern ich nehmen sollt'. . .

Das letzte um so wunderbarer, weil es unter dem Namen des Volksliedes auftretend, dessen Einfachheit und Naivität ganz erreicht und doch in die Empfindsamkeit des heutigen Menschen eingetaucht ist.

Diese eigentlichen Liebeslieder sind nur gering an Zahl; „ein Lied“ sagt Storm mit Heine, „ist das Kriterium der Ursprünglichkeit“ und, fügt er hinzu: „Die Kunst, zu sagen, was ich leide, ist selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken gegeben.“ — Aber auch dem erzählenden Dichter bietet die Minne immer von neuem als Gegenstand sich dar, zieht also durch Storms

gesamtes Werk sich hindurch. So ist auch in der Novelle: „Aquis submersus“, die von vielen schlechthin für sein Meisterwerk gehalten wird, das tragische Schicksal einer echten starken, leidenschaftlichen Liebe, was an unsere mitfühlenden Herzen pocht. — In anderen Erzählungen ist es die Treue, die der Dichter verklärt, indem er sie in seiner knappen Weise zeichnet — am liebsten bei den schlichten Menschen dieser friesischen Küste, die wortkarg, aber sinnig in ihrer Rede sind. Und von schöner, auch von sittlicher Bedeutung ist es, daß für Storm nicht, wie bei leichteren Poeten Brauch, die Liebe mit der Ehe ein Ende nimmt. Die Gattenliebe kann sich, wie ich glaube, kaum eines anderen Künstlers rühmen, der sie so ausgesprochen hat, wie Storm in manchen unvergänglichen Versen getan — ich schlage hier nur die Töne an: „So komme was da kommen mag, Solang' du lebest, ist es Tag. — Hier stand auch einer Frauen Wiege, Die Wiege einer deutschen Frau. — Gedenkst du noch, wenn in der Frühlingsnacht — In buntem Zug zum Walde gings hinaus“ — und jene Zeilen aus dem betrachtenden Gedichte „Ein Sterbender“

> „Denn daß du mein gewesen, daß das Weib
> Dem Manne gab der unbekannte Gott:
> Ach, dieser unergründlich süße Trank
> Und süßer stets, je länger du ihn trinkst,
> Er läßt mich zweifeln an Unsterblichkeit,
> Denn alle Bitternis und Not des Lebens
> Vergilt er tausendfach; und drüberhin
> Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts!“

Und so wird auch die Liebesfreude an Kindern poetisch lautbar. Auch sie atmet in Storms Lyrik; so,

wenn ihn aus der Dämmerung die zarten Augen anschauen: „die kleine Seele tritt heraus und will zu mir herein“ — oder auf dem „Segeberg“, wo das Bewußtsein des Familienglückes jauchzend zum Himmel steigt.

Im Hause hat das Leben der engsten Menschengemeinde seine Stätte und seine Poesie — zum Hause aber gehört der Garten, und die Reize des Gartens, — den Genuß des Gartens wird unser Dichter nicht müde zu preisen. Im Garten aber die „geliebten Rosen“, die ihm den Sommer zu einer Zeit der Schwärmerei machen:

> „Mit Rosen ist der Garten überschüttet,
> Auf allen Büschen liegt der Sonnenschein —
> Die Bienen summen, und ein Mädchenlachen
> Fliegt süß und silbern durch den Sommertag.“

Aber am schönsten ist die Poesie des Gartens in jenem Gedicht niedergelegt, das „Gartenspuk“ überschrieben ist, wo in dem heimlichen Schutzgeist, dessen holdes Walten der Dichter belauscht, das stille häusliche Glück in unvergleichlicher Weise symbolisiert ist. In diesem Gedichte ist, wie kaum in einem anderen, die ganze Tiefe seiner poetischen Empfindung, die ganze Anmut und Zartheit seiner Kunst. — Das innere und winterliche Leben des Hauses, zumal der Kinderstube, hat nach unserer, im Norden sonderlich gepflegten Sitte, seinen strahlenden Mittelpunkt im Weihnachtsfeste — und so finden wir auch in Storm einen rechten Weihnachtsdichter.

„Zwei Weihnachtsidyllen“ hat seine Muse uns geschenkt; in dem einen jene lustigen „Knecht Ruprecht-

Verse", worin es heißt: „Es weihnachtet sehr". Dazu das schöne Weihnachtslied mit den Versen:

> „Ich höre fernher Kirchenglocken
> Mich lieblich heimatlich verlocken
> In märchenstille Herrlichkeit"

und dem Schlusse:

> Es sinkt auf meine Augenlider
> Ein goldner Kindertraum hernieder.
> Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn."

Ein Dichter des Familiengeistes ist Theodor Storm noch in weiterem Sinne. Die Familie hat für ihn noch ihre unsichtbar über die Gräber fortwirkende Existenz. Merkwürdigerweise ist es der mütterliche Clan, dessen Gemeinschaft ihm als eine Bedingung seines eigenen Lebens gegenwärtig ist. Die Gestalten der Großmutter und der Urgroßmutter beschäftigen oft seine Erinnerung; in ihnen sieht er ein Zeitalter verkörpert, das seiner poetischen Vision sympathisch ist. Die aus Würde und Anmut gemischte Zierlichkeit des Rokoko erfreut sein Künstlerauge und wirft ihm auf die altfränkischen Gestalten der Vorfahren einen verklärenden Glanz. Mit wahrer Zärtlichkeit gedenkt ihrer der Dichter, und zugleich mit Stolz — denn er weiß sich der feineren Sitte teilhaftig, die von jenen Zeiten her auf ihn herabgekommen ist, und er weiß, was diese auch für den ästhetischen Geschmack bedeutet. Auch findet der Dichter hier für seine Erzählung immer neuen Stoff, immer neue Anknüpfung. Die verwandtschaftlich-intime Kenntnis der Personen, die tradierten Familienanekdoten, die mit Herzensanteil beobachteten Schicksale der Vettern und Ohme — aus alledem fließen ihm die Quellen für manche

sinnreiche Erfindung, für manche feine Charakteristik. Storms oft bewundertes Talent, die Seelen zu belauschen, beruhet zum Teil darin, daß er, ein Mensch von ganz moderner Geistesbildung, in einem Maße, wie es dieser sonst fremd ist, in unbewußter aber inniger Gemeinschaft mit seiner Sippe lebte.

Die schaffende Liebe war in ihm, die Liebe zur Heimat, und auch als deren poetischer Herold darf er uns gelten. Wie er die Menschen um sich her kennt, so sind ihm ihre Stätten vertraut und mit lieben Erinnerungen verwachsen: die gotischen Giebelhäuser, einst Zierden dieser Stadt, mit ihren winkligen Gängen, die stillen Straßen, hie und da sinnige plattdeutsche Inschriften an den Häusern; die alte Marienkirche, die der Dichter leider nur noch aus Erzählungen kannte; wohlbekannt aber das Gasthaus „Zum Ritter St. Jürgen", das Rathaus sodann, wo die Primaner reden und deklamieren und der toll gewordene Amtschirurgus auf dem Boden mit den Ratten haust — so kennt er diese alte Küstenstadt in- und auswendig, und teilt die Vorliebe für sie mit zwei den Menschen heiligen Vögeln, dem Storch und der Schwalbe. Und von allem Heimatlichen sind seinem starken Familiengefühl die Grabstätten das Heimatlichste — wenn er die gemauerte Gruft besucht, da ist ihm, „als fühlte er den Segen der Heimat sich leibhaftig auf ihn niedersenken". Aber der Stadt gesellen sich, jugenderinnerungsreich, die nahen Dörfer, von denen wir im Norden Hattstedt, im Osten Schwabstedt — die Suavestätte — in schöne Novellen übergegangen finden. — Indessen nicht auf die Stadt und ihre Umgebung beschränkt sich die Liebe des Dichter-

herzens. Gerade um die Zeit, als Theodor Storm das Mannesalter erreichte, da hatten die Weltereignisse bewirkt, daß in diesen Elb-Herzogtümern ein gemeinsames politisches Bewußtsein und die Idee eines schleswig-holsteinischen Staates reif geworden war und sogleich in eine kritische Phase trat, deren 50 jähriges Gedächtnis wir in diesem Jahre (1898) begehen. Dieser historischen Wendung verdanken wir es, daß nun unser Husumer als schleswig-holsteinischer Sänger in die Schranken tritt, daß der Kampf um dieses deutsche Heimatland von nun an, wie in seinem Leben, so in seiner Dichtung tiefe Furchen zog. Die lyrischen Gedichte, mit denen er die Ereignisse begleitete, enthalten in klassischen Ausdrücken die Stimmungen jener Tage und haben doch einen Kunstwert, der auch unabhängig von diesen besteht. Da sind zuerst die dem Osterfeste 1848 gewidmeten Strophen, in denen der brausende Hauch des „Völkerfrühlings“ lebt — dann die drei Gedichte, in denen Unwille und Hoffnung, Trauer und Trost über das Unheil der Niederlage in kraftvollen Versen aus klingen. — Endlich aber, als das Schicksal ihm an die eigene Pforte klopft, jener tiefergreifende „Abschied“ mit der Schlußwendung:

„Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem heim'schen Boden stand —
Hör' mich — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland.

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn.“

Zehn Jahre nachher (1863) gedenkt der Dichter, fern von der Heimat, der „Gräber in Schleswig“, worin es heißt: „Die Schmach ist aus“. Prophetisch hatte er früher gesungen:

> „Denn kommen wird das frische Werde,
> Das auch bei uns die Nacht besiegt,
> Der Tag wo diese deutsche Erde
> Im Ring des großen Reiches liegt.“

Die schaffende Liebe war in ihm, die Liebe zum Volke. Storm schätzte den eigentlichen Wert des Menschen nicht nach Gewändern, nach Titeln oder Vermögen, auch nicht nach feiner Geistesbildung oder gar nach äußerer Gewandtheit und Mundfertigkeit — er wußte, daß das Echt-Menschliche bei einer gewissen Einfachheit des Lebens und der Gesinnung oft am schönsten blüht; er kannte in allen wesentlichen Beziehungen keinen Abgrund zwischen Mensch und Mensch. In rührender Weise gedenkt er, wie er als Junge mit einem Spielgenossen, eines Schuhflickers Sohn und Stadtwaisenkind, in der Tonne gesessen und das „Stücken vertelln“ geübt hat. In einer anderen Skizze ist es ein schlichtes altes Mädchen, des Bäckermeisters Tochter, die als liebreiche Freundin seiner Jugend ihn das Erzählen gelehrt hat. Er selber war ein liebreicher Freund der einfachen Menschen, der „kleinen Leute“ und macht gerade sie mit Vorliebe zu Trägern ergreifender Herzensgeschichten; auch den poetischen Reiz des „fahrenden Volkes“, der Komödianten und Puppenspieler, läßt er sich nicht entgehen. — Eine Reihe von lebenswahren Gestalten führt er uns in ihrer Berufsarbeit oder doch in ihrem Berufs-

charakter vor: den in der Fremde alternden, von Sehnsucht nach der Jugendgeliebten verzehrten Tischler, den treuen, durch häusliches Unheil gebrochenen Karsten Kurator, den derben, aber hilfreich-braven Schiffskapitän, den einsam verzweifelnden Böttcher Basch, den ein paar wackere Jungen vor der Selbstvernichtung bewahren — ja auch die Ausgestoßenen lehrt er uns mit Nachsicht, mit Erbarmen beurteilen, wenn wir sehen, wie der Mann mit dem Zuchthausnamen doch das Herz auf dem rechten Flecke hat, wie er vergebens ringt, seine Ehre rein zu waschen — die nur des Dichters Hand seinem Andenken wiedergeben kann.

Auch im einzelnen ist Storms Dichtung, seiner Gesinnung gemäß, von volkstümlichen Zügen erfüllt. Am schönsten offenbart sich dies durch den alles versöhnenden Humor, mit dem er Tiere und Menschen liebevoll umfaßt, die grenzenlose Vermehrung der Katzen besingt und die Kuchenesser der alten Zeit in seine Zauberlaterne bannt. Auch dem Volksglauben und Aberglauben naht der Dichter mit frommer Scheu; wie das Volkslied, so kannte und ehrte er Sagen und Märchen als Erzeugnisse des Volksgeistes; diesen wie jenem hat er mit kongenialischer Kraft nachgedichtet. Das Gespenstische zog ihn an, im häuslichen Kreise mochte er gern ein Gruseln erregen durch Gespenstergeschichten. Seine Weltansicht, durchaus wissenschaftlich in Richtung und Inhalt, wies doch immer auf das Unergründliche hin, als die Wurzel alles Ergründlichen. In der Tat stand er der Welt mit einer stillen Ehrfurcht, mit immer neuer Bewunderung gegenüber. Diejenigen haben ihn schlecht gelesen, die eine melan-

cholische Betrachtung in seinen Schriften vorwaltend finden. Zwar viele ernste Menschenschicksale gehen darin an uns vorüber — aber

„Die Welt, die Welt, o wie sie lacht —
Ich sah die Welt so unvergänglich
Voll Schönheit mir zu Füßen ruh'n."

Und

„Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwüstlich." —

Storm verhält sich insbesondere zur Natur als ein Freund, ein liebevoller Beobachter und Forscher. Mit ihr allein, vernimmt er die Stimme der Ewigkeit. Zu seinen Lieblingsgedichten gehörte das des Grafen Stolberg, dessen erste Strophe lautet:

„Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur.
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband."

Das Leben in der Natur spricht zu seinen Sinnen, in der ganzen sich selbst eigenen Erhabenheit, die Clemens Brentano sagen läßt:

„Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geister nicht."

Und wie ein Lebendiges spricht durch Storms, wie jedes echten Poeten Mund, auch die unbelebte Natur zu uns. Das Meer — wo die Husumer Schicksale an uns vorüberziehen, da fehlt nicht leicht die leise oder laute Begleitung seines Rauschens. Und auch die tobende feindliche See, die hier durch alle Jahrhunderte zerstörend gewirkt hat, tritt uns noch in seinem letzten Buche erschütternd entgegen, wie ihr die Kunst

des Deichbauers erfolgreich begegnet, dessen eigenes Glück von ihr verschlungen wird. So lernen wir auch das Leben auf der Hallig kennen und das Leben in der Marsch — aber mit höherem poetischen Reize umfängt uns die Heide — im „warmen Mittagsonnenstrahle" ihre Blüte mit dem bläulich-roten Seidenschimmer, ihre ganze feierliche Einsamkeit. Aber auch der Wald mit Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch entfaltet ihm seine Poesie. Als poetischer Landschaftsmaler hat Storm kaum seinesgleichen; da ist über Wald und Feld, über Heide und Meer der Sonnenschein, die Mondnacht, die ewigen Sterne — mit wenigen Worten gießt er ihr Licht über die Szene. — Und so auch genügt für ihn eine leichte Andeutung, um das Leben von Pflanzen und Tieren auf unsere Stimmung wirken zu lassen. Besonders das Leben der Vögel gehört ihm zu den unentbehrlichen Elementen der Naturstimmung, der heiteren, wie der ernsten: „Die Luft ist voller Lerchenlaut" — „Ein Gefühl von süßer Heimlichkeit beschlich mich; aus der Ferne hörte ich das sanfte, träumerische Singen der Heidelerche." — Auch der Gesang der Nachtigall, wenngleich sie selten an unserer grauen Küste erscheint, ist zu rechter Zeit mit seinen Liebestönen da; die verwandte Drossel öfter, auch Meise und Buchfink, selbst die Stare und der „Zank der Sperlinge" kommen zu ihrem poetischen Rechte. Am häufigsten sind es die rauhen Laute der Möwe, der Seeschwalbe, der Wandergans, des Regenpfeifers und anderer Küstenvögel, die in die großen Naturbilder hineintönen. Vogelstimmen und nicht minder das vielfache Getön der Insekten vermischen sich den Ge-

räuschen der unlebendigen Natur, denen der Dichter so gerne lauscht. Bald spricht er von dem „leisen nächtlichen Gesang der Wasser“, bald von der geheimnisvollen Musik der Sommernacht; aber auch von dem Brausen der großen Naturorgel, die Boreas hier so meisterlich zu spielen weiß. Diese Naturmusik gehört zu den unvergeßlichsten Eindrücken der Jugend und Heimat:

„In allen Jahren, in denen ich in der Fremde lebte, war immer wieder das Brausen des heimatlichen Meeres an mein inneres Ohr gedrungen, und oft war ich von Sehnsucht ergriffen worden, wie nach dem Wiegenliede, womit einst die Mutter das Tosen der Welt von ihrem Kinde ferngehalten hatte.“ —

Wie für den philosophischen Schotten — Thomas Carlyle — so ist auch für Storm Musik „das Herz der Natur“ und die Musik der Menschen nur ein Solo im Konzerte der Natur. Aber dieses Solo ist ihm doch wieder die Musik, die alles Erdenleid in Wohllaut aufzulösen vermag. Menschengesang vor allem und Geigenspiel durchklingen auch seine Dichtung. Ja, für die Musik als Kunst hat Storm so etwas wie eine professionelle Liebe. Wir wissen auch, und empfinden es heute als gegenwärtig, daß der Sänger und Sangesleiter sich ein dauerndes Andenken in seiner Vaterstadt geschaffen hat.

Er ist noch mitten unter uns. Ich habe gewünscht, auch den Dichter uns so menschlich nahezubringen, ihn von der Seite des Gemütes zu zeigen, seine Liebe, um derentwillen wir ihn lieben. Denn in der Tat, der Mensch und der Poet waren, wie es selten der Fall ist, eins in ihm. Er war ganz Poet. Das künstlerische Interesse verschlang ihm alle übrigen Angelegenheiten,

er erfüllte alles mit poetischem Leben um sich her, er lebte in einer unablässigen stillen Anbetung des Schönen:

„Des Morgens früh, des Abends spät
Lies in der Schönheit Alkoran —
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentisch sei, das ist ein Wahn.“ —

Diese Verse aus dem Daumerschen „Hafis“ gehörten zu seinen Lieblingen. — Der Dichter Storm war aber auch ein ganzer Mensch: ein redlicher, ernster, treuer Mensch, liebevollen Herzens!

Hier sind die Stätten seines Lebens und Wirkens. In diesem Garten ist er, wie oft gewandelt — „von uns nachdenklichen Leuten wird immer der eine oder der andere dort zu treffen sein“ schreibt er einmal vom Schloßgarten, wie er damals war. Der Schloßgarten, seither zum Stadtpark umgewandelt und vergrößert, wird heute um eine edle Zier bereichert. Freuen wir uns dessen, wie sich viele nach uns freuen werden, die diesen Platz besuchen — der Ehrentag unseres Dichters, sein 81 jähriger Geburtstag, ist zugleich ein Ehrentag für seine Vaterstadt und erweckt unter uns Gefühle, die bei allen Freunden der deutschen Literatur freudigen Widerhall finden. Wir dürfen auch auf ihn die Worte anwenden:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht. Nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“

Karl Storm.

(1899.)

Karl Storm war der dritte und jüngste Sohn des Dichters Theodor Storm. Wer aus dessen Werken den Menschen lieben gelernt, und vollends wer ihm persönlich nahegestanden hat, muß sich auch für diesen seinen Liebling, seinen „armen Jungen“, wie er ihn zuweilen nannte, interessieren; er war ein Stück von seinem Leben.

Karl Storm war geboren im Jahre 1853; am 5. Juni, wenn ich nicht irre, war sein Geburtstag. Im Herbst dieses Jahres mußte sein Vater, da ihm die Neubestallung als Advokat verweigert wurde, das Land verlassen.

. . . „Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör' mich — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!“ . . .

Der Säugling mußte die weite Reise nach Potsdam mitmachen; ob er davon Nachteil gehabt hat, weiß ich nicht, aber er muß ein zartes, ja schwächliches Kind

gewesen sein. Sein Vater hat mir wohl gesagt, er sei einer von denen, die, wenn sie unter armen Leuten geboren werden, der Todesengel rasch wieder hinwegnimmt; nur die sorgfältigste mütterliche Pflege habe ihn erhalten.

Als ich ihn kennenlernte (in Husum 1865), war er ein hagerer Knabe mit blassen Wangen, im grauen Kittel und Ledergurt, wie damals die meisten von uns trugen; aber er fiel doch auf durch seine kurzen Ärmel, aus denen die mageren Arme herausschauten; in Heiligenstadt war wohl diese Tracht die übliche, wie sie auch bei uns auf dem Lande noch war. Aber „Losche“, wie er allgemein genannt wurde, war auch sonst ein besonderer Junge; ich werde nie vergessen, wie er bei heftigen Scheltworten des Lehrers in ein krampfartiges Weinen ausbrach. Damals lebte seine Mutter noch; aber bald darauf nahm das Kindbettfieber, das damals in der Stadt grassierte, sie hinweg.

Karl paßte nicht in die gelehrte Schule und hat auch die oberen Klassen darin nicht erreicht. Sein Vater hat später durch Privatunterricht, den er wohl zum größten Teil selber gab, die Lücken seiner Bildung auszufüllen gesucht. Mehr aber als der Unterricht trugen Theodor Storms harmonische Persönlichkeit und der ästhetische Geist seines Hauses dazu bei. Frühzeitig bestimmte er diesen Sohn für die Musik, worauf dessen Begabung und Neigung hinwiesen. Auch den Musikunterricht erteilte der Dichter meist selber; aber ihm fehlte, was mein guter Karl am meisten brauchte — Geduld; er wurde zuweilen sehr heftig, gleich nachher dann von Reue und innigstem Mitleid ergriffen. „Er

hat ganz guten Verstand, aber ihm fehlt die Konzentrationsfähigkeit", hat er mir oft gesagt. In der Tat gab Karl Storm auch als Erwachsener dem Pädagogen und Psychologen ein Rätsel auf. Er war voll feiner Sinnigkeit, von zartem Geschmack, bestimmtem Urteil; er begriff auch subtilere und schwierigere Dinge, — aber er begriff langsam; man mußte ihm Zeit lassen, er wurde leicht verwirrt und befangen; es war, als ob die geistige Arbeit in ihm — wenigstens die rezeptive — sich nie ohne eine leise Schmerzempfindung vollzog. So ging es auch mit seiner Berufstätigkeit, mit der Musik. Er hat es nie zum Virtuosen gebracht; aber er spielte doch auch schwerere Sachen — Mozart, Schubert, Brahms —, wenn er sie gehörig geübt hatte, ohne Verstöße, und immer zeichnete er sich aus, durch einen „seelenvollen" Vortrag, der ihm die Pianostellen sonderlich gelingen ließ. — Doch ich will kurz die einfache Geschichte seines Lebens zu Ende erzählen. Im Jahre 1871 bezog er das Leipziger Konservatorium — ich sehe ihn noch, bei seiner Abreise vom Husumer Bahnhof, wie er den Käfig mit seinem Kanarienvogel fest in der Hand hielt und sich nicht wehren konnte gegen die Abschiedsgrüße und guten Wünsche der Freunde, Tanten und Freundinnen —, um einige Jahre später nach der Stuttgarter Musikhochschule überzusiedeln, deren Lehrer er immer gerühmt hat, und besonders die dort geübte „Methode"; auch sagte seiner humoristischen, gemütvollen Art das süddeutsche Wesen zu. „Ich bin ja einmal das Gegenteil von schneidig", sagte er wohl in seiner behaglich-resignierten Weise. Ein großes Ereignis war es nun, als einer seiner Lehrer eine wunder-

volle Singstimme in ihm entdeckte. Wie war sein Vater glücklich damals — es war noch in den siebziger Jahren —; er glaubte nun seine Zukunft wohlgeborgen, da er als Gesanglehrer ein sicheres Brot haben werde. Die Stimme war nicht groß, aber voll und sehr wohlklingend; auch tönte aus seinem Gesang dasselbe, was sein Klavierspiel belebte: eine tiefe, ganz hingegebene, man konnte wohl sagen: poetische Auffassung. Leider war die Freude nur kurz; eine Krankheit der Bronchien nahm die Stimme gänzlich hinweg. Unterricht im Gesang hat er aber doch vielfach in seiner späteren Stellung gegeben; und sein Unterricht soll sich durch liebevolle Sorgfalt, durch feine Winke ausgezeichnet haben, was jeder, der ihn gekannt hat, glaublich finden wird. Seine übrigen Schicksale sind rasch berichtet. Nach beendetem Studium versuchte er zuerst in der Hauptstadt Oldenburg, bald aber mit besserem Erfolge in der anmutigen Nachbarstadt Varel sein Glück als Musiklehrer; hier ist er auch geblieben und hat sich redlich und fleißig sein Brot verdient, ein geachteter und beliebter Bürger des Städtchens. Einige Jahre später zog seine Schwester Gertrud zu ihm, und die schönen Erträge der Gesamtausgabe der Werke ihres Vaters, von denen die Geschwister ihren Anteil empfingen, erlaubten ihnen sogar, ein Häuschen mit Garten zu erwerben, — daß er es einmal so gut haben werde, hat er sich kaum je träumen lassen. Das hat denn auch — wie es zu gehen pflegt — nicht lange gedauert. In der Nacht vom 17. zum 18. April 1899 starb er, „nach kurzem Kampfe", wie es in der Anzeige heißt. Er ist nicht volle sechsundvierzig Jahre alt geworden.

Der Dichter selber hat diesem Sohne im voraus ein schönes Denkmal gesetzt. „Ein stiller Musikant" (Sämtliche Werke Bd. 4, S. 167 ff.) — das ist unser Karl Storm, in poetisch wahrer, liebevoller Zeichnung. Ein Denkmal — und zugleich ein rührendes Bekenntnis. Der alte „Valentin" erzählt selber, wie es ihm mit dem Vater ergangen sei, von dem er seinen hauptsächlichsten Unterricht (im Klavierspiel) erhalten habe.

„Es wäre vielleicht besser von einem anderen geschehen ... Sie werden mich nicht mißverstehen! Mir fehlt nicht das dankbare Gedächtnis für seine liebevollen Mühen; aber er wurde, wenn meine Kopfschwäche mich befiel, leicht ungeduldig, heftig, was mich doch nur ganz verwirrte. Ich habe derzeit viel dadurch gelitten; jetzt weiß ich's wohl, er konnte nicht dafür; bei seinem raschen Sinn konnte er nicht verstehen, was in mir vorging; er sah darin nichts als eine angeborene Trägheit, die nur aufgerüttelt werden müsse. Aber an einem Tage —"

Und was nun folgt, möge man selber nachlesen. Dies ist geschrieben, als der Dichter noch in Sorgen um die Zukunft des Jünglings war (1874/75). Zehn Jahre später tritt dieser noch einmal in seines Vaters Dichtung auf. Ein Sommerabend daheim in Hademarschen, bei einem der Ferienbesuche, die Vater und Sohn zusammen recht herzlich genossen. „Mein Vetter, der Musiker, der sich die Erlaubnis zu einer langen Pfeife ausgebeten hatte, hielt seine Augen auf die funkelnden Sterne gerichtet und blies schon lange schweigend seine Rauchwolken gen Himmel." Und die Geschichte, die „mein Vetter, der Musiker", dann erzählt — eine rührende, traurige Herzensgeschichte, getaucht in heitere Erinnerungen „vom heiligen Konservatorium in Stuttgart" und in schwäbischen Lokalfarben anmutig ausgeführt —, hat Karl Storm wirklich erlebt und auch

im ganzen so erzählt: „Ich habe nur die Fasson dazu getan", so oder ähnlich sagte mir sein Vater. Sie steht in Bd. 5, S. 223 ff. und heißt „Es waren zwei Königskinder".

Ein Stück von einem Poeten war wirklich in meinem Jugendfreunde angelegt. Aber es war in ihm eingeschlossen, wie in Kerkerhaft; nie habe ich die Sage Platos so wahr gefunden, daß die Seele sich hinaussehne aus dem Gefängnis des Leibes; denn sein schwacher, in späteren Jahren so schwerfällig-unbeholfener Körper hatte die Entwicklung seiner schönen Gaben gehemmt. Er hatte das Gemüt eines Künstlers: das Kindliche, Unverwüstliche, Harmlos-Freundliche und dabei eine gewisse selbstsichere Pfiffigkeit, die er den Fährnissen und Schwierigkeiten des Lebens tapfer entgegensetzte.

Er hat — auch in späteren Jahren — zuweilen Verse geschrieben, auch einige Lieder komponiert. Aber das Merkwürdigste, was von ihm herrührt, hat sein Vater in jener Novelle „Ein stiller Musikant" aufbewahrt: zierliche Reime, die der zehnjährige Knabe ganz so, wie sie dastehen, gedichtet hat — Theodor Storm zeigte mir sie schon in den sechziger Jahren, er hatte sie in den Lederband eingetragen, der seine eigenen Gedichte im Originalmanuskripte enthielt, . . . „es waren nur kindliche, einfältige Verse, und dennoch, wie Frühlingsatmen wehte es mich daraus an":

Du liebe, schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt!

So schaurig war's noch kaum zuvor,
Da taucht ein blauer Schein empor;

Der Rasen hauchet süßen Duft,
Ein Vogel singt aus hoher Luft:

„Wer treuen Herzens fromm und rein,
Der stimm' in meine Lieder ein!"

Da sang auch ich in frohem Mut:
Ich wußte ja, mein Herz war gut.

— „Der ganze Valentin war darin; so kannte ich ihn, so mußte auch der junge einst gewesen sein"...

Ja, dein Herz war gut. Es war ein Stormsches Herz. Have, pia anima!

Persönliche Erinnerungen an Theodor Storm.

„Landvogt Storm" — so hieß er in den ersten Jahren, als ich seinen Namen vernahm (1865—1867). In unserer alten Verfassung hatte der Landvogt die Gerichtsbarkeit außerhalb des städtischen „Jurisdiktionsbezirkes", worin er etwa wohnte, in unserm Falle also im Amte Husum. Nach der Einverleibung in Preußen (1867) wurde das Amt mit erweiterten Grenzen der landrätliche Kreis Husum, aber gleichzeitig wurde Storm „Amtsrichter", wie er vor seiner Heimkehr in Heiligenstadt „Kreisrichter" gewesen war; der Norddeutsche Bund hatte sich auf jenen Namen geeinigt. In das Amt des Landvogts war er (1864) von versammeltem Volke zu Husum in Caspersens Saal (der Gasthof hieß später „Stadt Hamburg" und gehörte Herrn P. Bydekarken) ausgerufen worden, nachdem der bisherige dänisch gesinnte Landvogt durch ebensolche Volksversammlung abgesetzt war. Das vollzog sich in plattdeutscher Sprache — „Wul schall unse Landvagt sin?" „Störm schall unse Landvagt sin" — dann wurde durch den Vorsitzenden, Schneider Adolph Mangels, der Name Storm an die Wandtafel geschrieben. Ich

habe es aber nicht erlebt, sondern nur sagen hören. Natürlich mußte die provisorische Regierung, die von Preußen und Österreich gemeinsam eingesetzt war, die Ernennungen bestätigen. — Mit Ernst und Karl Storm war ich in der Tanzstunde 1866; damals ging ihr Vater seine zweite Ehe ein, mit „Tante Do“. Die Brüder waren älter als ich, und wir waren niemals in der gleichen Schulklasse, so daß unsere Freundschaften sich erst später entwickelt haben. Meine Verbindung mit der „Wasserreihe“ — der auf den Deich hinausführenden Straße, in der Storms Haus und Garten zu eigen hatten, und bis zur Übersiedelung nach Hademarschen (1880) bewohnten — entstand zuerst durch Mädchenfreundschaft: meiner Schwester Elisabeth mit der gleichnamigen ältesten Tochter Storm, die schon als Kind das charaktervolle Wesen hatte, das sie später in harten Lebenskämpfen bewährte. Die beiden Lisbeths brachten damals (1868—1869) einander noch ihre Puppen mit; ich nahm wohl einmal die Gelegenheit wahr, meine Schwester abends abzuholen, weil mir das Dichterhaus geheimnisvoll interessant war. Als 14jähriger Knabe wurde ich frühreif in die Prima versetzt. Zu gleicher Zeit — es war im Herbst 1869 — stand Ernst Storm im Abiturientenexamen. Vermutlich bin ich auf den Ausgang deshalb gespannt gewesen, weil ich im günstigen Falle einige von seinen Büchern kaufen wollte, wie es unter Schülern in solchem Falle üblich war; auch besitze ich noch seinen Horaz. Denn als ich am Abend der mündlichen Prüfung hinging, begegnete mir Ernst auf der Treppe, zum Ausgehen gerüstet; er war „durchgekommen“ und wollte den Abend

mit seinen Gefährten verleben. Ich wollte gleich wieder nach Hause gehen, und mit ihm umkehren, aber Vater Storm lud mich ein, bei ihnen zum Abendbrot zu bleiben, wodurch ich mich stark geehrt fühlte. Es wurde ein geweihter Abend für mich. Storm hatte eben den ersten Korrekturbogen des „Hausbuchs aus deutschen Dichtern seit Claudius“ empfangen, und las Stücke aus Claudius, den er ganz persönlich liebte, und die düstere „Edward-Ballade“ aus Herders „Stimmen der Völker“ vor. Alles machte tiefen Eindruck auf mich, weil der Dichter selber tief bewegt davon war. Er klagte über den Verlust, den er durch Ernstens Abgang auf die Hochschule erleiden werde, da er mit ihm die Auswahl der Gedichte für das Hausbuch immer durchgesprochen habe. Ich glaube, er sagte dann von selber — ohne daß ich mich erboten hatte — „Sie, lieber Ferdinand, könnten eigentlich seine Stelle vertreten, und die Korrektur des Hausbuchs übernehmen“. Natürlich schlug ich mit Stolz und Freude ein, obgleich ich wohl kaum schon wußte, was eine Korrektur sei. Ich kam aber, seit diesem Abend, regelmäßig nach der Wasserreihe, die Bogen abzuholen und wiederzubringen, und meistens gab es dann eine kleine Unterweisung — nicht über das Korrigieren, die ich wohl auch nötig gehabt hätte, sondern — über die Dichter und die Auswahl der Poeme, wodurch mir das ganze Gebiet der deutschen Lyrik in anmutigster Weise erschlossen wurde. Was in der Vorrede sinnig ausgesprochen sich findet: in seiner Wirkung solle das lyrische Gedicht dem Leser zugleich eine Offenbarung und Erlösung gewähren, die er sich selbst nicht hätte

geben können . . . das lernte ich mehr und mehr erfahren und empfinden; ich sage nicht „nachempfinden", denn Storm hatte eine Abneigung gegen dies Wort oder vielmehr gegen das, was damit bezeichnet wird; er sagte wohl, man könne nichts nachempfinden, denn Empfindung müsse, um echt zu sein, ganz der eigenen Seele angehören. Er selber war so ganz von unmittelbarer Empfindung für das poetisch Schöne erfüllt, daß es ihm undenkbar war, solche Empfindung möge sozusagen durch Nachahmung hervorgerufen werden. Die ins Hausbuch aufgenommenen Verse des Grafen Fritz Stolberg, die mit der Strophe beginnen:

„Süße heilige Natur
Laß mich gehn auf deiner Spur
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband."

waren Storm aus der Seele gesprochen: in ihrem Sinne bildete er die meine. In ihrem Sinne liebte er Hebel, Salis, Schmidt von Werneuchens hausbackene Einfalt, aber auch Hölderlins erhabenen und wehmütigen Stil und Tiecks musikalische Romantik: mit Entzücken wiederholte er die scheinbar kunstlosen Zeilen von der „Waldeinsamkeit" und der „mondbeglänzten Zaubernacht", die den Duft der Romantik aushauchen. Aber auch der gedankenreiche Leopold Schefer gehörte zu Storms Lieblingen. Daß aber Goethe, Uhland, Heine, Eichendorff, Mörike die eigentlichen Meister der deutschen Lyrik seien — was er an seinem 70. Geburtstag aussprach: als er die schicksalsschweren Lieder der Immensee-Erzählung geschrieben hatte, als das Oktoberlied entstanden war, da sei ihm gewesen, als

sei auch er jener seltenen reinen und tiefen Lyrik mächtig, die er bei jenen Meistern gefunden hatte — das habe ich schon damals in ähnlichen Wendungen aus seinem Munde vernommen. Das Hausbuch wollte er vor sich und seinen Freunden dadurch rechtfertigen, daß er es als einem ganz persönlichen Bedürfnis entsprungen hinstellte. Für sich und die Seinigen aus einer mehr als 30 jährigen Lebenserfahrung — es ist ganz bezeichnend für ihn, daß er das Leben in und mit der Kunst seine Erfahrung nennt — das zusammenzustellen, was seine besondere Teilnahme erregt habe und derart in ihm haften geblieben sei, daß er jezuweilen dahin zurückgekehrt sei. In Wirklichkeit wollte er mehr damit, was offen und stark auszusprechen er zu bescheiden war, oder was doch der Schluß der Vorrede nur andeutet mit den Worten, das Buch solle dazu helfen dem größeren Publikum einen Maßstab für poetische Leistungen in die Hand zu geben und diejenigen mit unserer Lyrik wieder zu befreunden, die der ungeheuere Wust des Nichtigen von dieser Dichtungsart zurückgeschreckt habe. Er wollte dem deutschen Volke eine Lehre im Bereiche der Poetik geben, in der Erwartung, daß die also Belehrten auch seine eigene Lyrik besser, als es bis dahin der Fall war, würdigen würden. Storm betonte mir gegenüber oft, daß das Vermögen, das Echte zu erkennen und zu schätzen, nicht viel weniger selten sei, als die Fähigkeit, das Echte und Starke zu schaffen. Ich gedenke seiner Lehren um so dankbarer, da ich in meinem Leben allzu wenig Lehrer gehabt habe, und obgleich jene Lehren sich auf ein Feld bezogen, in dem ich nie daran

gedacht habe, selber etwas zu leisten. Das Jahr 1870 wurde also für mich durch diesen befruchtenden Umgang schon bedeutsam, ehe seine weltgeschichtlichen Ereignisse eintraten. Ich hatte es recht wichtig mit meiner Aufgabe und machte die Korrekturen schlecht und recht. Die Originalausgaben der Dichter — manche seltene schöne Drucke — pflegte er mir nach Hause mitzugeben, und ich vertiefte mich zuweilen wohl mehr darin, als der Korrektor durfte. Storm setzte vielleicht zu großes Vertrauen in die Sorgfalt des Primaners, einige Satzfehler, die stehenblieben, bekümmerten ihn nachher, besonders das „tönt noch in dem kristallenen Grunde, anstatt: tönt nach“ in dem Liede Justinus Kerners „An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes“, das Storm sehr liebte. Wenn ich nicht irre, empfingen wir nur eine einzige Korrektur. Es war eine üble Vorbedeutung für die schöne Sammlung, ein rechtes Liebewerk des Dichters, daß es einer im Verfall befindlichen Verlagsbuchhandlung, der ehemals berühmten Firma Perthes, Besser und Mauke, anheimfiel. Manchmal zog mich Storm zu einer Beratung heran, z. B. wenn mehrere Fassungen eines Gedichtes vorlagen, um zu entscheiden, welche vorzuziehen sei. Er ließ mich dann vorlesen, und lobte wohl mein Lesen, riet aber, den Rhythmus des Verses noch mehr hervortreten zu lassen. Ich erinnere mich, daß wir in der Korrektur auch ein Gedicht Rudolph Gottschalls, des damals hochberühmten Poeten — man kennt seinen Namen noch — vor uns hatten. Nach einer Besprechung mit mir machte Storm einen entschlossenen Strich darüber. Gottschall war auch ein

sehr einflußreicher Literaturkritiker, besonders durch seine „Blätter für literarische Unterhaltung", und in einer Geschichte der neueren Literatur hatte er mit überlegenem Wohlwollen von den „artigen Sächelchen" Storms geredet. Dem entsprach denn auch die Kritik des „Hausbuchs", die in dem Nachtragsbande zu Storms Werken, die Herr Fritz Böhme herausgegeben hat, abgedruckt ist (S. 220—222); man muß sich dabei erinnern, daß Gottschall über ein Wettbewerbs-Buch richtete; seine „Blüten und Perlen deutscher Dichtung" sind jetzt wohl fast vergessen[1]). Daß die Kritik Storm sehr kränkte, ist mir genau erinnerlich; auch daß er ihr hauptsächlich den unbefriedigenden äußeren Erfolg des „Hausbuches" zuschrieb. Für die Buchhändler war Gottschall damals maßgebend. — Wenn ich nicht irre, kam das „Hausbuch" im Juni 1870, also kurz vor Ausbruch des Krieges heraus. Dieser Umstand dürfte auch ungünstig gewirkt haben[2]). Lebhaft ist mir im Gedächtnis geblieben, wie Storm zur Eröffnung des

[1]) Carl Aldenhoven, vormals Gymnasiallehrer in Husum, † 1907 als Direktor des Wallraff-Richartz-Museums zu Cöln, sein Name ist auch den Lesern der ehemaligen Th. Barth'schen Wochenschrift „Nation" bekannt, verfaßte eine eingehende und scharfe Gegenkritik, sie wurde leider nur verstümmelt in Westermanns Monatsheften gedruckt. Hebbels Urteil über Gottschall war weit schärfer, als die Ausdrücke bei Böhme S. 227 erkennen lassen.

[2]) Irrtümlich läßt Gertrud Storm (Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens. Zweiter Band. 2. Aufl. Berlin, Karl Curtius 1913. S. 166) das Hausbuch 1869 erscheinen. Auch die Angabe von einer in der Wiener Presse von 1869 erschienenen Besprechung kann nicht richtig sein. Nach diesen kleinen Ungenauigkeiten darf aber das schöne Werk der Tochter, das des ferneren hier als G. angeführt werden soll, nicht beurteilt werden. Es ist ein Denkmal der Liebe und des innigen Verständnisses.

Krieges sich verhielt. Als Deutscher hatte er immer gefühlt, und hatte dafür gelitten. So ließ denn auch die „frevelhafte Kriegserklärung", vermöge deren der böse Nachbar Deutschland zu zertreten gedenke, „ehe es ganz ausgewachsen ist" — G. II, S. 160 wird nicht angegeben, an wen der Brief, mit nachfolgenden allgemeinen Betrachtungen über Krieg und Menschentum, gerichtet war — seine Seele erbeben, und von seiner Abneigung gegen das preußische Regiment, das sich unliebenswürdig genug, in unserem Heimatlande eingeführt hatte, dürften seitdem kaum noch Spuren zu finden sein. Seine dichterische Stimmung konnte aber durch den Krieg nicht geweckt werden. Er zeigte mir mehrmals die ihm zugesandten Hefte der von F. Lipperheide unter dem Titel „Zu Schutz und Trutz", herausgegebenen Sammlung von (autographierten) Kriegsgedichten (ich kam, auch nachdem die Korrektur beendet war, noch oft in die Wasserreihe), und daß er, daran mitzuarbeiten, dringend aufgefordert wurde. Ich erinnere mich nicht, von ihm gehört zu haben, daß „zu vieles seine Begeisterung niederdrücke", wohl aber, daß er nichts „machen" wolle, er müsse warten, ob ihm die Stimmung von selber komme. Gleich zu Anfang des Krieges war ich einmal mit anderen Gästen in Storms Hause. Eben war Freiligraths Gedicht „Hurra Germania!" bekannt geworden. Storm las es vor, und fand die ersten Strophen herrlich, es sei aber viel zu lang und falle stark ab. In den ersten erregten Tagen — es war am 26. Juli — verlebte ich auch einen schönen Sommerabend mit dem Dichter im Garten meines elterlichen Hauses auf dem „Schloßgrunde". Wir

saßen lange bei einer Bowle in der gedeckten Glasveranda, die vom Laub einer mächtigen Rebe beschattet war. Es wurde — was bei den alle bewegenden Gedanken nahelag — über den Wert des Lebens gesprochen. Storm sagte — und ich sehe noch, wie seine Augen leuchteten —: „Ich liebe das Leben grenzenlos. Ich möchte immer leben.“ Viele Jahre später mochte die Erinnerung daran in mir anklingen, als er mir in Hademarschen aus der Handschrift seiner schönen Novelle „Ein Bekenntnis“ vorlas (ein Arzt, sagt, es gebe etwas, von dem nur wenige Ärzte wissen, auch er habe nicht davon gewußt, bis er daran zum Verbrecher geworden sei): „Er atmete tief auf. ‚Das ist die Heiligkeit des Lebens‘ sprach er. ‚Das Leben ist die Flamme die über allem leuchtet, in der die Welt ersteht und untergeht; nach dem Mysterium soll kein Mensch, kein Mann der Wissenschaft seine Hand ausstrecken, wenn er's nur tut im Dienst des Todes, denn sie wird ruchlos gleich der des Mörders.“

Als Storm das „Hausbuch“ herausgab, und überhaupt in jenen ersten Jahren nach dem Tode Konstanzens, seiner ersten Frau, glaubte er nicht, daß ihm noch eine große Produktivität beschieden sei. Aus dieser Stimmung entsprang auch die Vorrede zur Ausgabe seiner gesammelten Schriften, die 1868 in drei Doppelbänden, schön ausgestattet, bei Westermann erschien. Er schrieb die „Zerstreuten Kapitel“, weil er meinte, für solche Skizzen reiche seine Kraft noch. Ich habe ihn manchmal daraus vorlesen hören und einmal hat er auch in der Aula des Gymnasiums — es wird schon im Winter 1869/70 gewesen sein — durch einen

Vortrag mitgewirkt, ich meine es war über den Amtschirurgus. Es war ein feiner Zyklus von Vorträgen; Gidionsen sprach über Goethes Tasso, Aldenhoven über die Töpferei der alten Griechen, das war aber den Husumern zu gelehrt. Im Frühling 1871 fand ich Storm lebhaft bewegt durch die Teilnahme an dem Tondichtertalent seines Verwandten Ludwig Scherff, der als Bankbeamter (bei der Norddeutschen Bank) eine Oper „Die Rose von Bacharach“ geschaffen hatte, sie wurde am Hamburger Stadttheater angenommen und Storm reiste zur Erstaufführung hin; ein dauernder Erfolg war ihr nicht beschieden. Scherff hatte auch Lieder aus Scheffels „Trompeter“ komponiert. Dies wurde der äußere Anlaß, daß Storms lyrische Kraft nochmals aufwachte. Es war gewiß bitter für ihn, daß die neuen Fiedellieder nicht den Beifall seines Sohnes Ernst fanden. „Ernst ist mein schärfster Kritiker“, sagte er mir manchmal. Die Schlußzeilen der letzten Nummer (10) lassen wir uns heute wieder gern gesagt sein:

„Herr Gott, die Saaten segne
Mit deiner reichen Hand
Und gib uns Frieden, Frieden
Im lieben deutschen Land.“

Storm hat (offenbar später) darunter geschrieben: Husum, im Juli 1871. Damals war der Friede schon geschlossen. Die Verse sind aber, wie ich mich mit Sicherheit erinnere, schon im April, spätestens im Mai, verfaßt worden. Damals ging ich eines Nachmittags mit ihm auf der „Bredstedter“ Landstraße, er war

sehr erfüllt von seiner Dichtung, und sagte mir die letzten Verse aus dem Gedächtnis.

In meinem letzten Schuljahr (1871—72) — ich war während desselben mit einem langen Urlaub in Holstein abwesend — bin ich zu sehr mit Latein, Griechisch, Mathematik und Geschichte beschäftigt gewesen, und wurde von Storm, wenn er mich sah, öfters gescholten, weil ich so selten kam. Er nannte mich dann wohl, nach einem Grimmschen Märchen (einem der wenigen plattdeutschen) „Ferenand ungetrü". So nach einer der bescheidenen Theatervorstellungen in unserer „Centralhalle", die Storm oft, und mit nachsichtigem Urteil über die Leistungen der Schauspieler, besuchte. Das fahrende Volk und ihre Kunst war für ihn immer mit einem leisen Hauch von Romantik umkleidet, und er sprach zuweilen von einzelnen solchen Künstlern und Direktoren, in deren schweren Lebenskampf er einen Einblick gewonnen hatte, mit Sympathie und Achtung.

Im Frühling 1872 machte ich mein Abiturientenexamen. Von patriotischem Hochgefühl bewogen, wollte ich die neue Universität Straßburg beziehen. Theodor Storm gab mir einen Brief mit an den Oxforder deutschen Gelehrten Max Müller, der im Jahre 1868 von Kiel aus ihn in Husum besucht hatte und im neuen Straßburg eine Gastrolle als akademischer Lehrer gab. Leider habe ich den Brief nicht abgegeben, da ich Straßburg bald nach der eindrucksvollen Einweihung wieder verließ, und mich zu meinem Fuchssemester nach Jena begab. In den folgenden Jahren, bis Storm mit seiner Familie 1880 nach Hademarschen übersiedelte,

habe ich dann nur während der Studentenferien, und auch nach der Studentenzeit, wenn ich vorübergehend im elterlichen Hause verweilte, mit dem Dichter in Verkehr gestanden. Ich erlebte das Wiedererwachen seiner Schaffenskraft, dem wir die lange Reihe von Prosadichtungen verdanken, die seine Tochter (II 168, 169) aufzählt. Über mehrere davon und ihre Entstehung hat er mir in Gesprächen Aufschluß gegeben. Manchmal bin ich im alten Schloßgarten mit ihm gewandelt; manchmal habe ich ihn in dem stillen Poetenstübchen tätig gefunden, das er in Hademarschen mit einem geräumigeren, aber trotz der schönen Aussicht ins holsteinische Land nicht so traulichen vertauschte. Im Schloßgarten erzählte er mir — ich war damals etwa 20 jährig — von einem Besuche bei seinem Schwager, dem Pastor Feddersen in Drelsdorf, einem nordfriesischen Kirchdorf, etwa 16 km nördlich von Husum (vgl. G. II, S. 175). Die Inschrift auf dem Bilde des toten Knaben, Incuria servi aquis submersus, (durch Schuld des Knechtes ertrunken) in der Kirche dünkte ihm grausam und hart. Wir sprachen lange über das Recht oder Unrecht, solche Schuld zu verewigen. Storm glaubte daraus den Zorn eines cholerischen, über die Sünden seiner Mitmenschen fluchenden Pfarrers aus dem 17. Jahrhundert zu vernehmen. So entsprang in ihm der Gedanke, die erste seiner Chroniknovellen zu schreiben, die ihm vielen ermutigenden Beifall eintrug, und auch heute noch ihres tiefen Eindrucks gewiß ist. Mehrere andere seiner Meisterstücke sind damals entstanden. Den Schlüssel zu seiner erhöhten dichterischen Fähigkeit gibt uns das früheste: Viola tricolor, die

poetisch umgestaltete Befreiung von dem Banne, den der Verlust seiner Konstanze, der Mutter seiner Kinder, auf seine Seele gelegt hatte. Wenn ich nicht irre, war es die Freude an der Anmut des Kindes, das ihm Frau Do geboren hatte, — er hatte die Kleine damals oft um sich, die frühes Interesse für Bücher kundgab, und durch drollige Fragen und Antworten ihn ergötzte — was ihm seine zweite Ehe und damit sein Leben neu vergoldete. Dies trotz der immer neuen Sorge um den ältesten Sohn, den begabten, aber an heilloser Willensschwäche leidenden Hans. Storm war eine elastische Natur. Seine Freunde bewunderten oft, wie rasch er seinen schweren Kummer abzuschütteln wußte. Dazu half ihm seine Muse und die Arbeit mit ihr. Berühmt geworden ist in späterer Zeit die anspruchslose Kindererzählung „Pole Poppenspäler" — dank einem Jugendschriftenverein und der verdienstvollen Tätigkeit Heinrich Wolgasts für Verbesserung der Jugendschriftenliteratur. Das Wort, das Storm damals an Julius Lohmeyer schrieb, sprach er auch mir aus, als er die Arbeit kaum begonnen hatte: „Wenn ich für die Jugend schreiben soll, so muß ich nicht für die Jugend schreiben." Und er schrieb es mit innerem Vergnügen, wenngleich er wegen der Geringfügigkeit des Beitrages meinte um Entschuldigung bitten zu müssen. Er hatte ein Herz voll von Liebe und Verständnis für die Kinderseele. — Eines Abends — es war noch in Husum und im Poetenstübchen — klagte mir Storm über seine Schlaflosigkeit und über nervöse Störungen im Gehörsorgan. Immer sei ihm, als ob man ihm etwas zuflüstern wolle. Sollte man

denken können, daß geliebte Verstorbene von irgendwoher aus dem Unraume zu uns sprechen möchten? Ich war damals von aufgeschlossener Erkenntnis der Idealität von Raum und Zeit ergriffen, und knüpfte, indem ich mich darüber ausließ, die Bemerkung daran, auch das Zukünftige sei ja ebenso wirklich wie das Vergangene, und ein Gegenwärtiges gebe es nicht. Er gab seine Verwunderung über diese Ansicht zu erkennen. Ich möchte glauben, daß der Dichter noch am selbigen Abend, nachdem ich ihn verlassen, die Verse niedergeschrieben hat:

Es ist ein Flüstern in der Nacht
Es hat mich ganz um den Schlaf gebracht
Ich fühls, es will sich was verkünden
Und kann den Weg nicht zu mir finden.

Sind's Liebesworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet sind?
Oder ist's Unheil aus künftigen Tagen,
Das emsig drängt sich anzusagen?

Denn eben dieses Ansagen, daß die Zukunft ihre Schatten vorauswerfe, und ob dergleichen möglich sei, hatten wir dann lange erörtert. Auch sonst sprach Storm gern mit mir über geheimnisvolle Dinge. Storm war durchaus ein Freidenker und stand grundsätzlich auf dem Boden wissenschaftlicher Erkenntnis. Aber das Geister- und Gespensterwesen, der Spuk und Aberglaube hatte nicht nur seinen poetischen Reiz für ihn, dessen er sich voll bewußt war. Er neigte auch der Ansicht zu, daß es noch unerkannte Kräfte der menschlichen Seele gebe, die hin und wieder in solchen Geschichten und Einbildungen ihr verborgenes Dasein offenbaren möchten; er sprach mir oft die Er-

wartung aus, daß „die Wissenschaft“ noch einmal dahinter kommen müsse. (Wirklich hat seitdem die Erkenntnis des Nerven- und Seelenlebens große Vermehrung erfahren.) — Ich war auch an dem Abend in Storms Gesellschaft, den das von Brahms so schön in Musik gesetzte Gedicht „Begrabe nur dein Liebstes“ verewigt hat. Und ich erinnere mich, wie in dem lebhaften Gespräch — „So jüngst im Kreis der Freunde war es, wo Hinreißend Wort zu lauter Rede schwoll. Und nicht der Stillsten einer war sich selbst“ —, das sich wohl auf politische Dinge bezog, der Dichter plötzlich schwieg und in seinen Sessel zurücksank, die Augen fast in Verzückung emporgerichtet. Es war nur ein Augenblick — „Aus weiter Ferne hört ich eine Stille; und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend....“

Nachdem ich im Jahre 1881 in Kiel Privatdozent geworden war, habe ich oft zwischen Kiel und Husum die stille Sekundärbahn von Neumünster nach Tönning — die Marschbahn von Heide nach Husum wurde erst 1887 erbaut — als meinen Weg erwählt, um in Hademarschen Halt zu machen, wo mich das neue gastfreie Haus empfing, das der Dichter sich als Altersheim erbaut hatte. Viele Wege ins holsteinische Land habe ich dort mit ihm gemacht, manche schöne Stunde mit ihm und den Seinen verlebt. Ein Gespräch, das zwischen uns Männern, wenn wir allein waren, oft auflebte, betraf die Vererbung von Eigenschaften und ihre Bedeutung für das menschliche Leben, besonders die Vererbung von Eigenschaften des Willens oder sittlichen Eigenschaften. Immer wieder

trat ihm die Betrachtung nahe, durch die Erfahrungen, die er an seinem geistreichen und gutherzigen ältesten Sohne gemacht hatte, und noch erlebte. Er sah mit dem Auge des Dichters darin etwas, was dem antiken Schicksal entspreche. Storm dachte überwiegend in Anschauungen, das begriffliche Denken lag ihm ferner, aber er ließ sich gern davon erzählen, und fand auch in philosophischen Verallgemeinerungen die Erhabenheit heraus, die über das Leid der Stunde und des Tages hinaushebt. Auch den sozialen Fragen wandte Storm gern seine Aufmerksamkeit zu; es war ihm eine merkwürdige Angelegenheit, als gegen Ende seines Lebens ein sozialdemokratischer Verehrer ihm eine Schrift sandte, worin sein „wirkliches Volksverständnis" und sein Mitgefühl mit den „kleinen Leuten" gerühmt wurde[1]). Er hat sich gegen mich mit Rührung darüber ausgesprochen. Storm war Demokrat in dem Sinne, wie heute selten ein Denkender es nicht sein will; man möchte sagen mehr im ethischen als im politischen Verstande, und das bedeutet auch, daß ihm weniger an der Staatsform als am Staatsinhalt gelegen war, d. h. an volkstümlicher Gesinnung der Regierenden und an volkstümlich wirksamer Gesetzgebung. Man wird in den letzten Werken des Dichters manche Spuren dieser Gedanken und Stimmungen, wie auch der Beschäftigung mit dem Problem der Vererbung, wiederfinden. — Im Frühling 1886 begleitete ich Theodor Storm auf seiner Reise nach Weimar. Ich begab mich dahin, um der ersten Tagung der Goethe-Gesellschaft beizuwohnen, deren Mitglied ich geworden war, Storm

[1]) Siehe die Anmerkung am Schlusse.

brachte seine Tochter Elsabe in eine Pension, da sie sich in Weimar im Klavierspiel ausbilden wollte. Wir hatten eine muntere Reise, und verweilten unterwegs in Braunschweig, wo wir in dem prächtigen Hause des Verlegers George Westermann angenehme Stunden verlebten. Storm besuchte in Braunschweig auch Wilhelm Raabe, für den er eine große Vorliebe hegte, er gewann einen lebhaften und willkommenen persönlichen Eindruck von Raabes Persönlichkeit, die ihm bisher fern geblieben war. Wir stiegen in Weimar im „Russischen Hof" ab, nachdem wir Fräulein Storm in ihre Pension gebracht hatten, und bewohnten zusammen ein großes saalartiges Zimmer. Leider wurde der Dichter mehrmals durch heftige Magenverstimmungen heimgesucht, was ihm den Genuß der Tage etwas vergällte. Er durfte sich sonst vieler Aufmerksamkeit und Ehre erfreuen, die dem nun berühmt Gewordenen zuteil wurde. Erich Schmidt, mit dem Storm zuerst in Würzburg eine Freundschaft geschlossen hatte, die ihm eines der wertvollsten Erlebnisse seiner späteren Jahre wurde, hatte damals die Leitung des Goethe-Archivs übernommen. In seinem Hause verlebten wir anregende Stunden. Er zeigte uns u. a. das Goethesche Manuskript der Briefe an Frau von Stein, die später zur Italienischen Reise verarbeitet wurden, und ließ uns gewahren, mit welch kühler Geschäftlichkeit der Schriftsteller Goethe über die leidenschaftlichsten Stellen, so über das: Der Gedanke, dich nicht zu besitzen . . . erbarmungslose Striche gezogen hatte, gleichsam Striche über seine eigene Jugend. Bald nach unserer Ankunft wurde Storm zur Hoftafel „befohlen". Noch warteten

Karl Alexander und die Großherzogin Sophie des schönen Erbes der Kunstpflege mit sinniger Hingebung. Storm war von der Reise angegriffen und mußte absagen. Dann wurde er zu einer Audienz geladen, und ging dahin -- er war nicht mit Zylinderhut angetan, sondern trug den schönen Schlapphut, den er mitgebracht hatte —, eine Einladung auf den Abend schloß sich daran, aber Storm mußte, von einem Dysenterieanfall betroffen, noch im letzten Augenblicke sich entschuldigen, und tat dies durch einen Brief an den Großherzog, den er in meiner Gegenwart schrieb. Er wurde zum dritten Male geladen, und ist dann noch mehrmals bei Hofe zur Tafel gewesen, wenn ich nicht irre war es das einzige Erlebnis dieser Art in seinem Leben. Er nahm auch an dem Festmahl, bei dem, wenn ich mich richtig erinnere, Schlenther ihn in schönen Worten feierte, und an der Theatervorstellung („Pandora") der Goethe-Gesellschaft teil. Nach dem Feste blieben wir beide noch in Weimar, aber getrennt. Storm war vom Grafen Kalkreuth d. J., damals Professor an der Kunstschule, eingeladen, durch Vermittlung von Erich Schmidt, der ihn selber in jungem Haushalt und enger Wohnung nicht aufnehmen konnte, während ich von einem hochgeschätzten Universitätsfreunde, Herrn Staatsrat Rothe — jetzt seit langem Haupt des Staatsministeriums — eingeladen war. Wir trafen uns dann noch wieder im „mythologischen" Jena, bei dem damaligen Universitätskurator Eggeling speisten wir mit dem trefflichen Professor Berthold Delbrück, und seinen klugen Töchtern zusammen. Storm war wieder bei frischen Kräften, so daß er am Abend noch mit uns den Weg zum lieblichen

Aussichtspunkte des Forsthauses, der doch eine Stunde Aufstiegs in Anspruch nimmt, wohlgemut machen konnte.

— Dieser Sommer war aber der letzte, den er ungetrübt verlebt hat. Er begab sich von Weimar noch nach mehreren Orten, ich meine auch nach Gotha, und zur Familie eines Hauptmanns a. D. Wachs (Mitarbeiter der Deutschen Rundschau, Verwandter des Gutsbesitzers und Reichstagsabgeordneten Dr. Wachs in Hanerau in Holstein, seines Nachbarn und guten Freundes) — in Erfurt[1]). Erst am 30. Mai kehrte er heim (ich war inzwischen an den Rhein und von da nach England gereist). Im Herbst und Winter folgte eine schwere Erkrankung. Wie sich Storm dann noch einmal erhoben hat, wie die Gewißheit des nahenden Endes kam, und doch soweit überwunden wurde, daß er noch „Schweigen" und den „Schimmelreiter" zu dichten vermochte, wie er noch den Anforderungen, die der 70. Geburtstag an seine Kräfte stellte, gewachsen war, und alle Glückwünsche persönlich, eigenhändig, beantwortete, — das habe ich mit allen, die ihm nahestanden, in Bewunderung erlebt. Im August 1887 begleitete ich ihn und seine Tochter Lucie nach der Insel Sylt, die Storm zum ersten Male betrat. Er sah zum ersten Male den großen Strand und das offene Meer — freilich in Sturm und Regenwetter tritt der „blanke Hans", wie die Friesen sagen, in unserem Wattenmeer nicht minder gewaltig auf, das er seit seiner Kindheit so gut kannte. Er wohnte in Westerland bei dem damaligen Bade-

[1]) G. II 225 hat keine Nachricht darüber.

direktor Dr. Pollacsek, dessen Frau, geborene Tiedemann durch Familienbeziehungen ihm bekannt war (eine Schwester, wenn ich nicht irre, Christoph [von] Tiedemanns, des bekannten Politikers und Mitarbeiters Bismarcks). Ich bin dort mehrfach in seinem kleinen Gemach bei ihm gewesen. Viel Spaß machte ihm meine Erzählung von dem Eindruck, den sein Kommen in der „gebildeten“ Badegesellschaft gemacht hatte. Ich befand mich am Abend unseres Eintreffens im Hotel „Zum deutschen Kaiser“ (Hast) und war genötigt, die Gespräche zu hören, die an einer langen, wohlbesetzten Abendtafel geführt wurden. Wie üblich, sprach man von neu eingetroffenen Badegästen. „Der Dichter Storm soll auch angekommen sein“, rief eine Dame über den Tisch hinüber. „Ja, ja,“ erwiderte ein Herr recht laut, „der den ‚Quickborn‘ geschrieben hat, nicht wahr?“ „Jawohl,“ sagte dann noch ein dritter nachdenklich, und „Sein letzter Ritt“. Der Dichter, dem seine Berühmtheit in diesem Spiegel entgegentrat, lachte über die Vermischungen mit Klaus Groth und Graf Strachwitz herzlich. Wir kamen auch gelegentlich auf unseren alten Gegenstand, die Vererbung, zurück. So sprachen wir einmal über die Verwandtschaft der hohen geistigen Begabungen, zumal der künstlerischen, mit anderen sonderbaren Eigenschaften. „Ja,“ sagte Storm, „ich habe manchmal darüber nachdenken müssen, meine Brüder sind ja ganz wunderliche Kerls; bei mir ist es nun auf die Dichtkunst geschlagen.“ Er erzählte dann einige Züge und Charakterbilder seiner von ihm sehr geliebten Brüder. Ich habe den Bruder Otto, der wohl der am wenigsten begabte war, kaum gekannt. Um so besser

die beiden andern, „Onkel“ Johannes und „Onkel“ Aemil. Beide waren vortreffliche und kluge Männer; der erstere, zuerst Landwirt, später Holzhändler und Fabrikant, war mehr ein Mann des praktischen Lebens: ein kraftvoller Niedersachse, nachdenklich, wohl unterrichtet, von gutem, derbem Humor; er sah mit Verehrung zu seinem berühmten Bruder auf. Aemil, der Arzt in Husum, allgemeiner Beliebtheit und großen Ansehens, war zwar auch ein Geschäftsmann und sorgsamer Hausvater; zugleich aber nahm er lebhaft an Kunst und Wissenschaft Anteil; er war ein Freund der Malerei und Kupferstecherei, aber auch der schönen Literatur: mit seinem Bruder Theodor teilte er u. a. eine Vorliebe für Dickens, dessen sämtliche Werke (deutsch) in seinem Bücherschranke standen, auch die Neigung zu Beobachtung des Naturlebens, besonders der Tiere; er besaß auch Brehms Tierleben in der großen Ausgabe. Merkwürdig war mir, wie er (in den 70er Jahren) langsam aber fest zu der Überzeugung gelangte, daß es mit der Abstammungslehre, auch in Erstreckung auf den Menschen, seine Richtigkeit habe; die Erkenntnis bewegte ihn tief, obgleich er längst, von seiner ärztlichen Ausbildung her, eine Ansicht hegte, die er wohl in den Worten aussprach „die Seele ist eine Funktion des Körpers“. Dennoch ging er in den letzten Jahren seines Lebens gern in die Kirche; wenn ich ihn richtig gekannt habe, so folgte der kluge Mann dabei dem Gedanken der Pascalschen Wahrscheinlichkeitsrechnung. Was Theodor Storm als das „Wunderliche“ seiner Brüder meinte, war offenbar nur, daß sie aus eigenem Holze geschnitzt waren, und mehr als bloße Durch-

schnittsbürger. — Einmal sprachen wir in Westerland auch über Frauen. „Man kann mit Frauen von sehr verschiedener Art leben“, sagte Storm. „Meine Erfahrung lehrt es mich; es konnte nicht zwei verschiedenere Frauen geben, als meine erste Frau und meine zweite Frau. Und doch habe ich mit beiden glücklich gelebt. Beide waren gute Frauen — und das ist die Hauptsache.“ Aber, sagte er früher mehrmals, eine Frau dürfe nicht „hypochonder“ sein, das sei ein Unglück für den Ehemann und für die Kinder. Er meinte wohl jene Krankheit, die von den Ärzten Hysterie genannt wird, in deren Erkenntnis und Heilung die heutige Neurologie so große Fortschritte gemacht hat.

An dem 70. Geburtsfeste des Dichters habe ich teilgenommen. Er erlebte es in elegischer Stimmung, aber mit dem erhebenden Gefühle, für die Nation etwas zu sein, und dauernde Werte geschaffen zu haben, was freilich durch keine öffentliche Anerkennung zum Ausdruck gelangte. Tief gerührt war der Dichter durch die Ehren, die ihm seine Hademarschner Dorfgenossen erwiesen, und durch das Ehrenbürgerrecht, das ihm die Vaterstadt mit einem feinen Diplom überreichte; ich darf mir schmeicheln, daß es meiner Anregung zu verdanken war. — Ich blieb noch einen Tag nach dem Feste mit Wilhelm Jensen und seiner Tochter in Hademarschen. An dem Abend sprachen wir u. a. über Emanuel Geibel. Jensen machte dessen gewaltige Stimme nach, mit der er einmal ihn umgebendes Unverständnis für die deutsche Literatur beklagt habe. Ich glaube, daß die starken Töne Storm etwas angriffen. Er ging sinnend auf und ab. „Und welch ein stiller

Mann ist der nun geworden“, sagte er, und dachte dabei an die „dunklen Gewässer“ — mit diesem Gleichnis pflegte er auf das Lebensende anzuspielen.

Im Frühling 1888 reiste ich nach Berlin, und kehrte wie sonst oft, unterwegs noch einmal in Hademarschen ein. Ich fand Storm etwas schwach, aber ziemlich heiter. Ich vermutete nicht, daß ich ihn zum letzten Male gesehen hatte. Nachdem er den „Schimmelreiter“ vollendet, wollte er gleichzeitig an der neuen Novelle, deren Gedanke ihn lange beschäftigt hatte, der „Armensünderglocke“ und an seinen Lebenserinnerungen arbeiten. Über die Glocke wünschte er Tatsächliches zu erfahren, und fragte mich um Rat. Ich sandte ihn von Berlin Auszüge aus Ottes Glockenkunde, und empfing noch einen Dankbrief von ihm, den letzten der Briefe, die er mir geschrieben hat. Er teilte mir mit, was Heyse und Erich Schmidt in ihren Briefen über den „Schimmelreiter“ gesagt hatten, und schloß daran die oben (S. 19) wiedergegebenen Worte. Von der „Armensünderglocke“ schrieb er nur „die Arbeit ruht wie für immer“. Der Brief war im Mai geschrieben; er lebte dann nur noch wenige Wochen.

Der große Reiz, den Theodor Storm auch als Mensch für mich gehabt hat, beruhte darin, daß er ganz und gar eine dichterische Persönlichkeit war, von einer nicht gewöhnlichen Abrundung und Ganzheit. Er lebte und webte in seiner Kunst, deren Geist und Zauber auch sein Familienleben, sein Arbeits- und Berufsleben, sein Verhältnis zu den Mitmenschen durchdrang; sein Denken und seine Erkenntnis, seine milde, aber tatkräftige Lebensweisheit, fanden darin ihr Ziel.

Mehr als einmal hat er mir gesagt, und legte dabei wohl, wie es seine Art war, die Hand auf meinen Arm: „Wenn ich nicht mehr bin, halten Sie mir meine Lyrik hoch, lieber Ferdinand, das andere mag vergänglich sein, aber in meiner Lyrik ist ein gutes Stück von meinem Herzblut darin.“ Er war auch voll von Zuversicht, daß die Anerkennung dafür durchdringen, daß die Welt ihn um seiner Lyrik willen neben den früher genannten Dichtern, denen er wohl auch Rückert hinzufügte, unter den ersten der Deutschen nennen und schätzen werde. Diese Voraussicht ist während der dreißig Jahre, die seitdem verflossen sind, in Erfüllung gegangen. Wie hätte man ihm gönnen mögen, daß er es erlebt hätte. Denn das Maß der Anerkennung und Ermutigung, worauf er Anspruch machen durfte, hat er in seinem Leben nicht erfahren.

Anmerkung zu Seite 61.

Johannes Wedde (1843—1890) war ein feinsinniger Dichter und Gelehrter, der sich als Schriftsteller und besonders auch als Theaterkritiker (Dramaturgische Späne, Hamburgische Theaterberichte 1876 bis 1879) einen Namen machte, und als sozialdemokratischer Redakteur vom Jahre 1880 an einen bitteren Kampf mit der Polizeibehörde in Hamburg führte. Die kleine Schrift „Theodor Storm, einige Züge zu seinem

Bilde"[1]) (31 S.), Hamburg 1888, hat dem Dichter nicht geringe Freude gemacht. Wenn ich nicht irre, hatte der Verfasser sich in einem Begleitschreiben als Sozialdemokraten vorgestellt, was Storm lebhaft interessierte. Da er wußte, daß ich, wenn auch kein Genosse, so doch ein Verteidiger der vielgeschmähten Partei war, so hat er, schon früher zuweilen, und auch bei dieser Gelegenheit eingehend mit mir über Demokratie und über Sozialismus gesprochen, und zwar mit der Sympathie eines Menschenfreundes, der kein Politiker sein wollte. Laut Vorrede wollte Wedde besonders auf das hingewiesen haben, „freilich nur in ganz kurzer Andeutung", was Storm als Vorläufer künftiger Sonnentage unseres Volkes auszeichne, und am Schlusse heißt es: „Daß Storm bis in die Gegenwart hinein ständig weiter vordringen konnte mit seinem Dichten und Schaffen, erklärt sich allein aus dem Bewußtsein des Mannes, trotz aller Anlehnung an die Vorgänger doch kein Nachzügler zu sein, sondern ein Pfadweiser. Echte Poesie steht immer, und so auch bei ihm, in innigster Beziehung zum Gesamtleben der Nation. Wird dieses gesunden, dann wird auch in unserer Dichtung sich wieder ein kräftigerer Flügelschlag regen, und dann wird Storm zu denen gehören, welchen die neue Blüte ihr Keimen verdankt." Den Schluß bildet das abgedruckte Gedicht Theodor Storms „Ein Epilog (1850)". Gerühmt wird (S. 10), daß man nirgendwo eine Krisis

[1]) Zum Preise von 40 Pf. durch Frau A. Wedde, Hamburg 21, Heinrich Hertzstraße 43, beziehbar. Auch die übrigen Schriften Weddes sind in den Verlag der Witwe übergegangen und können unmittelbar daher erhalten werden.

in Storms dichterischer Entwicklung, nirgendwo ein Experimentieren auf fremden Bahnen bemerke. — Diese Stellen aus der kleinen Schrift werden Storms Dankbrief verständlicher machen, den er wenige Wochen vor seinem Hinscheiden an Johannes Wedde gerichtet hat. Der Absatz über Novelle und Drama ist jedoch nicht unmittelbar durch Weddes Schrift veranlaßt.

Der Brief lautet:

Hademarschen, den 15. Mai 1888.

Sehr geehrter Herr!

Eine stete Kränklichkeit oder vielmehr ein stetes Mißglücken des Wieder-Zurechtlebens nach einem fünfmonatlichen Krankenlager 1886/87 hat mich bis jetzt verhindert, Ihnen Dank und Anerkennung für „einige Züge zu meinem Bilde“ auszusprechen. Wollen Sie diese, wenn auch etwas verspätet, nicht verschmähen.

Zwar kann ich nicht überall mit Ihnen gehen, und darf auch nicht zu hoffen wagen, was Sie als eine spätere Wirkung meiner Dichtung aufstellen; aber Sie haben einzelnes, was auch mir von Bedeutung erschienen, hervorgehoben, an dem man bisher vorbeigegangen ist, und die Freude und der Mut, mit dem Sie, was ich in dem langen Leben habe ausgehen lassen, betrachten und sich darin versenken, das tut wohl, wenn man fühlt, daß nun doch endlich die Zeit des Kräfteverfalls und Greisentums gekommen ist.

Wenn ich einmal gesagt habe, daß die Novelle

die Schwester des Dramas sei, so habe ich dadurch nur mehr die Stellung der ersteren in der Prosa- mit der des letzteren in der Versdichtung vergleichen wollen, und daß beide zu ihrer Vollendung der Knappheit und eines im Mittelpunkt stehenden Konfliktes bedürfen, von dem aus sich das Ganze organisiert. Im übrigen gehört der Epik — cum grano salis — doch wohl mehr das Leiden, der Dramatik die Handlung an.

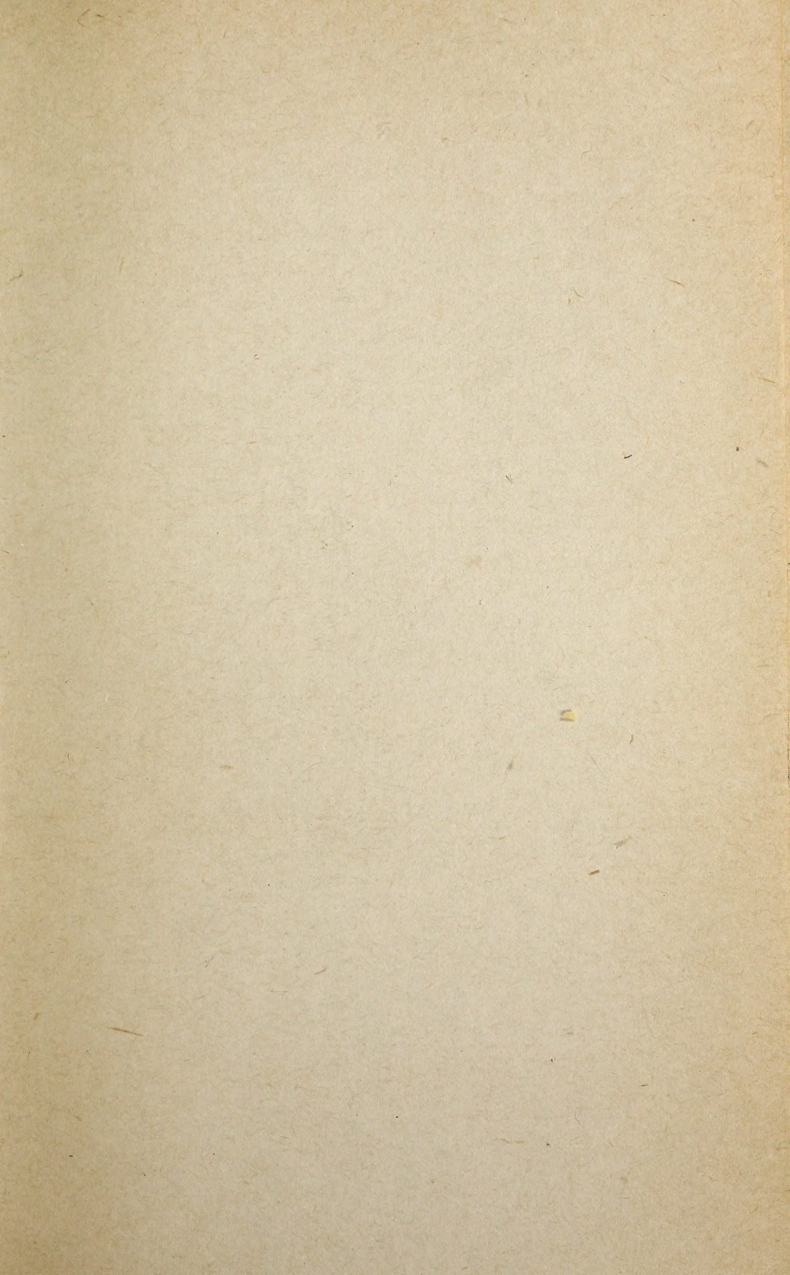
Daß ich allzeit meinen eignen Weg gegangen bin, dies gute Zeugnis habe ich wohl verdient, wie oft hat man mich zu andern Wegen verlocken wollen; ich bin nie auch nur in Versuchung geraten.

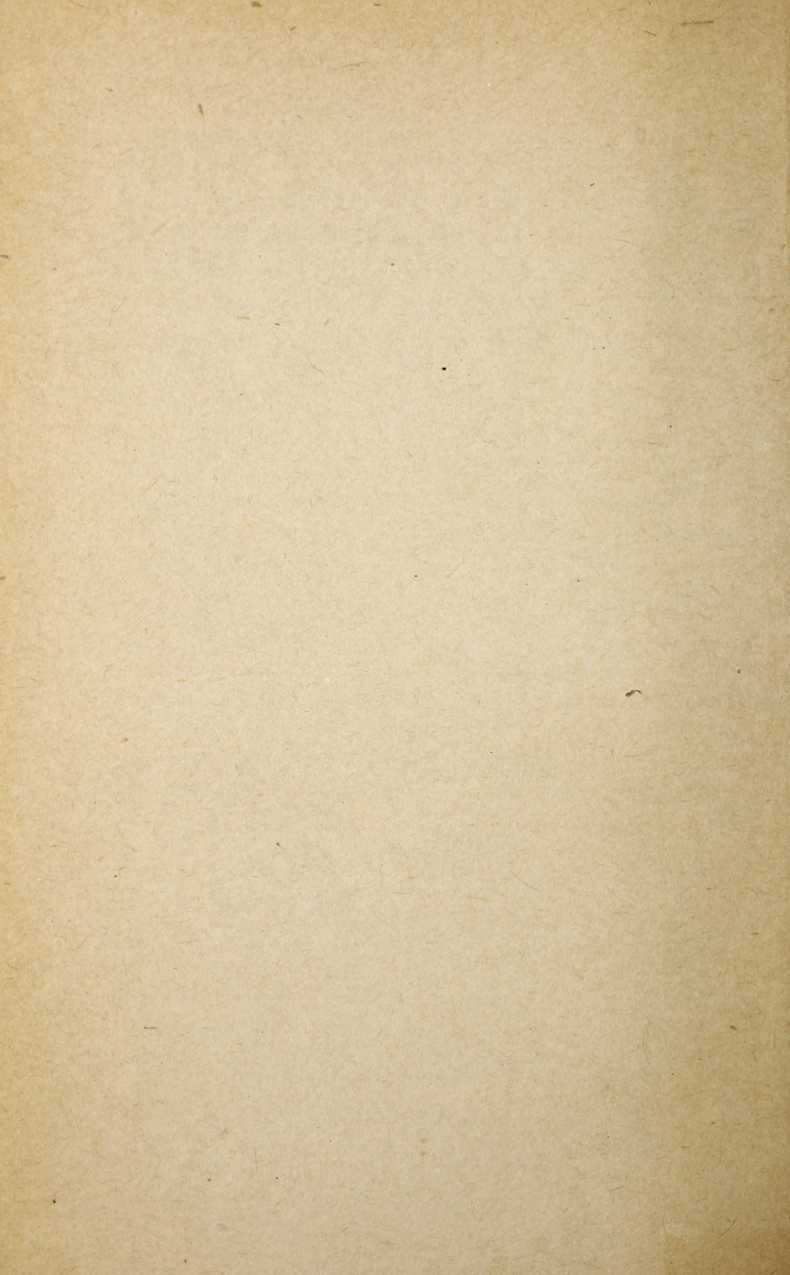
Also noch einmal meinen Dank und meinen herzlichen Gruß.

Ihr ergebener

Th. Storm.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig






G.E. STECHERT & Co.
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig